Albrecht Oepke

Der Mythus

Rosenbergbetrachtungen

1. Umbruch!
2. Die neue Weltgeschichte
3. Syrien in Deutschland
4. Köln gegen Rom und Wittenberg
5. Mythus und Evangelium



A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig. 1935

1. Umbruch!

Ist es wirklich erst ein Menschenalter her, daß Ernst Haeckels „Welträtsel“ in Hunderttausenden von Exemplaren auf den Markt geworfen und von Millionen von Lesern gierig verschlungen wurden?! Wer damals prophezeit hätte, daß das sozusagen klassische Erzeugnis der naturalistischen Aufklärung nach dreißig Jahren schon im Staube der Büchereien modern und ein so völlig andersartiges Buch wie der „Mythus des zwanzigsten Jahrhunderts“ einen noch viel durchschlagenderen Erfolg erreichen würde, der wäre wohl einem mitleidigen Lächeln begegnet. Und er hätte doch recht behalten.

Alfred Rosenberg[1] war damals schon unter den Lebenden (geb. 1893 in Reval). Von der eigenartigen Kultur der deutschen Oberschicht im Baltikum hatten wir Reichsdeutschen früher meist recht ungenügende Vorstellungen. Der Weltkrieg und was darauf folgte hat unseren Gesichtskreis auch in dieser Hinsicht erweitert. Die kerndeutsche Gesinnung, das stolze, zuweilen auch herbe Herrenmenschentum, die feine, wenn nicht überfeinerte Geistigkeit jenseits der Reichsgrenze sind uns nähergerückt worden. Sie haben auch für den Lebensweg Rosenbergs richtunggebende Bedeutung gehabt. Für geschichtliche, philosophische und künstlerische Fragen glühend begeistert, erwirbt sich der Sohn des wohlhabenden Kaufmannshauses früh eine reiche Bildung und ausgebreitete Belesenheit. Die Berufswahl läßt überwiegende politische Interessen zunächst nicht erkennen, ist aber doch im Blick auf das spätere Lebenswerk zweifellos sinnvoll. R. wird Architekt (Student der Technischen Hochschule in Riga). Der Baumeister steht von Berufs wegen in ständiger Fühlung sowohl mit dem Handwerk wie mit der Kunst. Die Wirklichkeit des Bodens, des Materials, der Druckverhältnisse

fordert Beachtung. Sie soll aber dem zwecksetzenden Gedanken, dem Gesetz der Schönheit untergeordnet werden. Das legt eine ideale Lebensauffassung nahe und schärft zugleich den Blick für charaktervolles Volkstum. Daß auch Adolf Hitler vom Zeichenbrett, von der Beschäftigung mit der Baukunst und ihrer Geschichte herkam, verdient ebenso angemerkt zu werden wie das Auslandsdeutschtum beider Männer.

Rassenfragen liegen dem Auslandsdeutschen von jeher nahe. Das Erleben des Weltkrieges gab ihnen mächtigen Auftrieb. Die Grundgedanken des „Mythus" reichen bis in das Jahr 1917 zurück. Ein Jahr später wendet sich R. nach München und nimmt die Verbindung mit Hitler auf. Damit ist die Wende in seinem Leben besiegelt. 1921 wird er Hauptschriftleiter des „Völkischen Beobachters", 1930 auch der „Nationalsozialistischen Monatshefte". Er gründet und leitet den Kampfbund für deutsche Kultur. Der „Mythus", seit 1925 im wesentlichen fertig, erscheint 1930, eine Frucht ausgebreiteter Lektüre und angespannten Nachdenkens. Er hat die Berufung des Verfassers zum Reichsleiter für weltanschauliche Schulung zur Folge. Gleichzeitig arbeitet R. im Reichstage und als Leiter des außenpolitischen Amtes der NSDAP mit. Eine reiche rednerische und schriftstellerische Tätigkeit geht nebenher.

Mächtig hat sich das Antlitz der Zeit gewandelt! Wo früher vereinseitigte Naturforschung alle anderen Interessen überwucherte und zu ersticken drohte, ist plötzlich der Sinn für die *geschichtlichen Mächte*, für die organischen Bindungen der Volks- und Blutgemeinschaft wieder erwacht. Haeckel hielt mit der Herleitung vom Affen unsere „Stammesgeschichte" für erledigt. Oswald Spengler, der zuerst wieder eine Gesamtschau der Geschichte unternahm, tat dies gewissermaßen auch nur als Naturbeobachter. Die Kulturen wachsen und vergehen wie Pflanzen! Der Untergang des Abendlandes kommt heran wie ein unaufhaltbarer Naturvorgang.[2] R. sucht im „gestern" das „heute" und „morgen" zu erfassen. In all dem Großen, was war und geschah, verwurzelt, aber die Fehler der Vergangenheit bessernd, sollen wir angefaßt werden von dem Gluthauch der forteilenden Geschichte.

Das neue Lebensgefühl bricht sich in einem neuen *Kunstwillen* Bahn. Haeckel wollte „die prachtvollen gotischen Dome

und byzantinischen Basiliken, die Hunderte von prächtigen Kapellen, die Tausende von Marmor-Statuen christlicher Heiligen und Märtyrer, die Millionen von schönen Heiligenbildern, von tiefempfundenen Darstellungen von Christus und der Madonna"[3] der dem Affendasein entsprungenen Menschheit auch in Zukunft — erlauben. Er war dabei, wie die Gruppierung der „Kunstgegenstände" nach den Potenzen der Zehn beweist, vom rechnenden Geist der Naturforschung durchaus nicht verlassen! Seitdem sind Impressionismus und Expressionismus und viel Schund und Schmutz über uns hinweggegangen. Wie Hitlers ernst-fröhlicher Federkrieg gegen den Bolschewismus in der Kunst, gegen Kubismus und Dadaismus[4], so gehören auch die ausgedehnten Betrachtungen des „Mythus" über die Gotik, über Rembrandt, Bach und Beethoven, über Persönlichkeits- und Sachlichkeitsstil und den ästhetischen Willen[5] zu den beglückenden Zeichen einer neuen Zeit. Nicht durch ihr bloßes Vorhandensein — denn es hat an Verständnis für unsere Großen zum Glück nie ganz gefehlt, wohl aber dadurch, daß sie in die Massen dringen und Widerhall wecken. Daß, während das Kulturwerk Bayreuths „für ewig außer Frage" steht, ein so kerndeutscher Meister wie Johannes Brahms nicht einer einzigen Erwähnung für würdig befunden wird, nehmen wir als ein Zeichen der bleibenden Unvollkommenheit alles Irdischen mit Fassung hin.

Die Kunst der Zukunft kann nur kommen aus einem neuen sittlichen Willen. Nicht ganz organisch vielleicht, aber sachlich doch tief begründet, schiebt sich in das Buch des „Mythus" über die Kunst die Auseinandersetzung mit Arthur Schopenhauer. „Die Welt als Wille und Vorstellung" — ein philosophisches Programm, das zu einer Großtat hätte führen, neben der Erkenntnistheorie, Metaphysik und Psychologie auch die Kunst neu hätte befruchten können! Aber Schopenhauers Philosophie blieb ein tragischer Traum eines verzweifelten Suchers. Indem der weltselige Weltverächter den blinden Trieb und den Willen in eins schaute, sah er das Wesen der Kunst in der Entindividualisierung von Subjekt und Objekt. Diese sollte zu einer von aller Qual des Begehrens befreiten Betrachtung verhelfen. Damit war zugleich, obwohl Schopenhauer das nicht beabsichtigte, die moralische Existenz des Menschen gefährdet. Denn diese beruht darauf, daß wir nach dem kategorischen

Sittengesetz handeln, den Willen gegen den Trieb durchsetzen können. Das Wort „Wille" läßt R. und seinen Lesern die Seelengewalt der deutschen Mystiker, eines Luther, die Lebenshingabe vieler für die Idee kämpfender Männer, die Gestalt des Weltüberwinders von Nazareth vors Gemüt treten.[6] Sie alle haben den freien Willen allen Gewalten entgegen in ihrem Leben dargestellt. Der sittliche Wille ist es, der, wie der Kunst, so dem Leben überhaupt den tiefsten Gehalt gibt.

Und er führt hinüber zur Religion. Alle Fragen schneiden sich in ihr. Jede, bis in die Tiefen verfolgt, führt auf sie, empfängt von ihr blutvolle Leidenschaft. Das zu Ende gehende materialistische Zeitalter hat das nicht glauben wollen. Sein kindliches, von Erkenntniskritik nur wenig beschwertes Vertrauen zu den „Ergebnissen" der Naturwissenschaft war zwar auch ein Glaube. Auguste Comte wurde gegen Ende seines Lebens sogar Mystiker. Wilhelm Ostwald gab „Monistische Sonntagspredigten" heraus. Man gedachte das unerläßliche Maß von Religion, für den Hausgebrauch sorgsam sterilisiert, als Nebenprodukt einstweilen noch herzustellen, wenn auch die eigentliche Meinung die war, daß nach einer theologischen und einer metaphysischen Periode des Denkens nunmehr das wahrhaft erleuchtete Zeitalter der reinen Erfahrung angebrochen sei. Das ist heute gründlich anders geworden. Haeckel brauchte das Wort „Mythus" im Tone leutseliger Herablassung.[7] Für R. ist es geladen mit Kraft. Mythus bedeutet Religion! Und Religion ist die entscheidende Lebensmacht! Beim Führer machen wir wieder entsprechende, aber doch anders abgetönte Wahrnehmungen. Adolf Hitler zieht in erster Linie nüchtern den Grenzstrich zwischen Religion und Politik. Er warnt ebenso dringend davor, religiöse Ziele über den Umweg einer politischen Partei erreichen zu wollen, wie die Religion zum Instrument politischer Geschäfte zu erniedrigen. „Dem politischen Führer haben religiöse Lehren und Einrichtungen seines Volkes immer unantastbar zu sein, sonst darf er nicht Politiker sein, sondern soll Reformator werden, wenn er das Zeug hierzu besitzt"[8]. Das bedeutet keine unbedingte Bejahung des konfessionellen Glaubens, aber ebensowenig den Verzicht auf persönliche Frömmigkeit. Das Geheimnis der Führerpersönlichkeit liegt in der Überzeugung und dem Willen,

der Vorsehung als Werkzeug zu dienen. Die Politik als Handwerk bleibt jedoch ein profanes Geschäft. „Daß man ein Volk nicht durch Beten freimacht, weiß man im allgemeinen.“[9] Bei R. ist das religiöse Pathos stärker. Der Nationalsozialismus ist die praktische Verwirklichung der artrechten deutschen Religion. Der Mythus ist die Kraftquelle der Politik. Innere und äußere Genesung gehen Hand in Hand. Mensch und Volk brauchen das Heiligtum, aus dem heraus sie sich verjüngen und erneuern. Nur soll dieses nicht neben dem Volkstum stehen, sondern mitten darin. Nordisches Leben ist Religion! Künder, Prophet dieser Religion, das will R. sein.

Ist der Umbruch, den wir also zweifellos erlebt haben, damit eindeutig, positiv entschieden? Keineswegs. Eben weil die Religion als entscheidende Lebensmacht wieder erkannt ist, stehen wir nun erst recht am Scheidewege. Das Thema der Weltgeschichte ist nicht bloß, wie Goethe[10] meinte, der Konflikt des Unglaubens und Glaubens, sondern in noch höherem Grade derjenige des Glaubens mit Glauben. Die Religion öffnet auch den wahrhaft großen, wahrhaft dämonischen Irrtümern die Tür. Hinter jedem irgendwie gearteten Fanatismus — das Wort ist von dem lateinischen fanum = „Tempel“ abgeleitet! — steckt ein religiöses Moment. Der Bolschewismus bekämpft die Religion — aus Religion. Nicht der bewußte oder unbewußte Wille zur Religion an sich ist entscheidend, sondern auf die Art der Religion kommt es an.

Propheten sind unduldsam. R. ist es nicht bloß dem Marxismus und dem Judentum, sondern auch dem überkommenen Christentum gegenüber. Nicht das Christentum hat uns Gesittung gebracht, sondern es hat selbst seine dauernden Werte dem germanischen Charakter zu verdanken. Die germanischen Charakterwerte sind das Ewige. Wer ihnen zum Siege verhelfen will, hat das Gegnerische nicht zu schonen, sondern es geistig zu überwinden, es organisatorisch verkümmern zu lassen und politisch ohnmächtig zu erhalten.[11] Das klingt beinahe, als sollte über die Religion der Zukunft, über Mythus und Evangelium mit staatlichen Machtmitteln entschieden werden. Über den gewaltigen Umfang dieser Mittel geben wir uns keiner Täuschung hin. Daß man sie zur einseitigen Erledigung letzter Gewissensfragen einsetzen wird, glauben wir bis auf weiteres

nicht. Eine derartige Verleugnung des „großen nordischen Gedankens seelischer und geistiger Freiheit“[12] würde R. selbst nicht gutheißen. Wir sehen in ihm einen Mann, der ehrlich um die Wahrheit ringt und mit einem äußerlichen Triumph sich nicht zufrieden geben könnte.

Über den Glauben entscheiden zuletzt auch nicht Verstandesgründe. Allein R. hat sein Glaubensbekenntnis in das Gewand wissenschaftlicher Darlegung gekleidet. Er breitet ein höchst umfangreiches Material vor seinen Lesern aus, bunt gemischt aus Tatsachen, Hypothesen, fremden Meinungen und eigenen Urteilen. Er stellt dabei ausdrücklich fest, daß es sich nicht um parteiamtliche, sondern um durchaus persönliche Bekenntnisse handle. Mit anderen Worten: Wir haben es nicht mit der amtlichen Person des Reichsschulungsleiters, sondern mit dem Schriftsteller, dem Privatmann Alfred Rosenberg zu tun. Der Meinungsaustausch soll demnach nicht unterbunden werden. Philosophische, religiöse, künstlerische Überzeugungen sind, so sagt R. wörtlich, „nur unter der Voraussetzung persönlicher Gewissensfreiheit wirklich ernst zu begründen“.[13] Prüfung ist also unbenommenes Recht und damit auch unabweisbare Pflicht. Es fragt sich aber, wie viele Leser zu ihr wirklich imstande sind. Der „Mythus“ stellt an das Verständnis keineswegs geringe Anforderungen. Obwohl R. sich bewußt nicht an Menschen wenden will, die „glücklich und festgefügt innerhalb ihrer Glaubensgemeinschaften leben und wirken“, sondern an solche, „die sich innerlich von diesen gelöst, zu neuen weltanschaulichen Bindungen aber noch nicht durchgekämpft haben“, kann sein Buch auf den Glauben mancher, die es zu lesen versuchen oder auch nur davon hören, lähmend wirken, andere dagegen mag es in einem dogmatischen Mißtrauen gegen Evangelium und Kirche bestärken, beides, weil man den Eindruck gewinnt, daß gegen die Wucht der auf den Leser eindringenden Tatsachen einfach nicht anzukommen sei. Allen, die ehrlich suchen und prüfen wollen — und solche gibt es ja wohl auf beiden Seiten —, nach Möglichkeit zu helfen, ist eine unerläßliche Aufgabe. Ob der „Mythus“ die große Wahrheit, das Evangelium, die erlösende religiöse Botschaft für unsere Zeit ist oder vielleicht bloß eine Gedankendichtung, am Ende gar ein aufflackerndes Irrlicht, das müssen wir wissen. Es ist Zeitwende! ...

Die Auseinandersetzung kann nur auf breiter Grundlage geschehen. Zwar ringt Glaube mit Glauben. Aber auch das Ringen zwischen Glauben und Glauben vollzieht sich nicht im luftleeren Raum. Anderseits muß der Entscheidungscharakter der Fragen deutlich werden. Und das Anliegen R.s, soweit es berechtigt ist, muß zu seinem Recht kommen. Nicht ermüdende Vollständigkeit ist das Ziel, sondern Einblick in die Arbeitsweise. Der Prüfung der Methode soll in erster Linie die nächste Betrachtung dienen.

2. Die neue Weltgeschichte.

Der erste Satz des „Mythus" enthält das Programm des ganzen Werkes. „Es beginnt heute eine jener Epochen, in denen die Weltgeschichte neu geschrieben werden muß."[1] Das Zeichen unserer Zeit ist nach R. die Abkehr vom grenzenlosen Absolutum. Nicht darin lag der Fehler, daß wir uns um das Ganze überhaupt kümmerten. Auch in Zukunft werden wir Weltgeschichte studieren und Weltpolitik treiben. Der Fehler lag darin, daß wir es taten von einem falschen Wertempfinden aus. Wie die marxistische Internationale, so waren auch die Endziele der „Demokratisierung" oder „Humanisierung" der Menschheit oder der „Verchristlichung" der Welt Trugbilder. Wir werden diesen blutleer und brüchig gewordenen Abstraktionen nicht mehr nachhängen! Wir werden nicht mehr gleichsam in der Luft schwebend, aus der Vogelperspektive Geschichte treiben und machen, sondern uns in den Dingen einen festen Standort suchen! Und dieser Standort ist unsere Rasse, unser Blut. „Rassengeschichte ist Naturgeschichte und Seelenmystik zugleich."[2] Der Rassengedanke ist der Mythus des zwanzigsten Jahrhunderts. Ihn predigt R. mit glühender, prophetischer Begeisterung.

Glaube ringt mit Glauben. Das wird hier sogleich deutlich. Aber die Warnung, nicht uferlos ins Weite zu streben, ist bestimmt ernst zu nehmen. Der faustisch-germanische Drang in die Weite bedeutet nicht bloß Reichtum, sondern auch Gefahr. Es sind da wirklich schwere Fehler gemacht worden. Ob freilich vor allem in der Geschicht*schreibung*?! — Mag die Geschichte der Welt neu geschrieben werden oder nicht — dreierlei muß in

jedem Fall vom Geschichtschreiber verlangt werden: klare Begriffe, Sachkunde und unbedingte Gewissenhaftigkeit.

*

Soll die Rasse in den Mittelpunkt des Welt- und Geschichtsbildes treten, so müssen wir zunächst über diesen Begriff Klarheit schaffen. Rasse bedeutet nicht soviel wie Art, sondern bezeichnet durch Zuchtwahl gesteigerte Variation innerhalb der Art. Dogge und Windhund sind Rassen innerhalb der Art Haushund. Hund und Katze sind Arten innerhalb der Gattung Raubtier. Der übergeordnete Begriff ist weiter Säuge- und endlich Wirbeltier. Hund und Schnecke sind einander sehr fernstehende Arten. Ob die Arten vor Jahrmillionen einmal durch natürliche Zuchtwahl oder Anpassung aus einem Urtypus hervorgegangen, letztlich also auch gewissermaßen bloß Rassen sind, kann hier dahingestellt bleiben. Praktisch steht es so, daß die Art die stabile Voraussetzung, die Rasse dagegen das dauernd veränderliche Ergebnis und Ziel der Züchtung ist. Arten lassen sich nur, wenn sie einander nahe stehen und auch dann bloß in beschränktem Umfang kreuzen. Die Bastarde sind zumeist ihrerseits nicht fortpflanzungsfähig. Zur Mauleselzüchtung braucht man nicht Maulesel, sondern Pferdehengst und Eselstute. Rassenvermischung ist dagegen unbeschränkt möglich. Sie führt im allgemeinen zum Verlust der Rassenmerkmale, d. h. sofern Rasse mit Hochzüchtung gleichzusetzen ist, zur Degeneration. Andererseits ist geeignete Rassenverbindung ein für jeden Züchter unentbehrliches Mittel zur Vermeidung von Inzucht und zur Vereinigung wertvoller Rassenmerkmale. Rassenmischung ist, biologisch gesprochen, nur dann Rassenschande, wenn die wertvollen Merkmale verlorengehen und die unterwertigen Eigenschaften verstärkt werden. Darüber kann aber nur von Fall zu Fall entschieden werden.

Die Frage nach der Einheit des Menschengeschlechts kann selbstverständlich nicht durch Begriffszergliederung, sondern nur durch Erforschung des Tatbestandes, vielleicht freilich niemals ohne Hinzunehmen von Glauben irgendwelcher Art, ihrer Lösung nähergeführt werden. Wenn wir aber nicht von Menschen*arten*, sondern von *Menschenrassen* zu reden pflegen, so kommt darin

die Erkenntnis zum Ausdruck, daß es sich hier um „züchtungsmäßig gesteigerte Spielarten“ innerhalb einer einzigen Art handelt. Dazu stimmen die innerhalb vieler Jahrtausende gesammelten Erfahrungen durchaus. Dann ist es aber ein Verstoß gegen die Klarheit der Begriffe, die Verwerflichkeit der Rassenmischung an der Bastardierung der Arten im Tierreich illustrieren zu wollen. Biologische Ungeheuerlichkeiten, wie die Paarung von Silberfuchs und Gans, heranzuziehen, hat R. zuviel Geschmack. Aber die Art, wie er von Blutschande,[3] Rassenschande,[4] Rassenchaos[5] redet, zeigt häufig mehr Temperament als begriffliche Klarheit. Es geschieht alles, um die Vorstellung einer Vermischung verschiedener Arten aufkommen zu lassen. Der Gesichtspunkt der Rassen*verbindung* fällt dagegen ganz aus. Wir brechen damit keine Lanze für die Verniggerung weißer Völker oder die Judaisierung Deutschlands. Die furchtbaren Folgen dieser Zerfallserscheinungen liegen am Tage.[6] R. und Th. Fritsch sind nicht die ersten Warner gewesen. Wer hat schon vor dem Weltkrieg seine Stimme gegen die Rassenmischung in den Tropen erhoben? Die deutschen evangelischen Missionsgesellschaften! Auch der jüdischen Gefahr gegenüber hat es seit Stöckers Tagen an mancherlei Warnungen nicht gefehlt. Die Rassenmischung, wie wir sie gehabt haben, bedeutet Fäulnis. Daran ist kein Zweifel. Allein über Gefahren kommt man ja wohl nicht durch Verwirrung der Begriffe hinweg, sondern nur durch klares Denken und folgerichtiges Handeln.

Gäbe nur die *Rassenreinheit* das Recht zur Existenz, so wären nicht bloß die meisten Menschen, sondern auch die meisten Völker nicht daseinsberechtigt. Gerade die höherstehenden Völker zeigen keine einheitlichen Rassenmerkmale, sondern erweisen sich als rassisch komplex. Die von R. hochgeachteten Briten[7] verdanken ihre Weltstellung wohl nicht zum mindesten ihrer eigenartigen Blutmischung. Auch das deutsche Volk ist, wie vor allem H. F. K. Günther[8] gezeigt hat, durchaus nicht einrassig. Die Feststellung dieser Tatsache bedeutet keineswegs nur eine Konzession an die Wirklichkeit, sondern sie ist sachlich bedeutsam. Es fragt sich, ob der nordischen Rasse allein mit ihrer zwar kraftvollen, aber reichlich phlegmatischen Art die großen Kulturleistungen des deutschen Volkes gelungen wären. Luther analysierte Günther[9] als nordisch-ostisch-

ostbaltisch. Die letzte der drei Bezeichnungen scheint er neuerdings durch fälisch ersetzen zu wollen.[10] Fälisch sind auch Bismarck, Hindenburg, Göring. Niemand wird ihnen darum ihr Deutschtum schmälern. Mag blutmäßig die Rasse das Grundlegende sein, so hat doch auch das Volk als organisch gewachsene Bildung seine Bedeutung. Diese überwiegt in den geschichtlich bewegten Zeiträumen vielleicht noch diejenige der Rasse. Richard Benz[11] weist mit Recht darauf hin, daß spezifisch deutsches Volkstum sich an der Hand der Sprache und nicht der Rasse herausgearbeitet hat. Bei R. werden, wie Rasse und Art, so auch die Begriffe Rasse und Volk nicht genügend auseinandergehalten. Er tauscht sprunghaft die Begriffe nordisch, germanisch, deutsch gegeneinander aus. Das ist für ihn bequem. Er kann auf diese Weise auch die Eigenschaften, auf die es ihm gerade ankommt, beliebig übertragen und so die geschichtlichen Vorgänge und Zusammenhänge in einen wohltätigen Nebel hüllen. Der Klarheit dient dies nicht.

*

Wissenschaft kommt von Wissen. Das oberste Gesetz aller Wissenschaft heißt Sachkunde. Zur Sachkunde gehört direkte Berührung mit den Dingen, d. h. für den Historiker mit den Originalquellen. R. hat sie, soviel man sieht, am meisten auf dem Gebiet der neueren Kultur-, speziell Kunstgeschichte. Für Rassenkunde der Vergangenheit, alte Geschichte, Religions- und Kirchengeschichte schöpft er dagegen durchweg aus sekundären Quellen, wie sich zeigen wird, manchmal höchst zweifelhafter Art. Sehr stark ist er von dem vielgelesenen Werk H. St. Chamberlains über die Grundlagen des 19. Jahrhunderts abhängig. Aber manche seiner Quellen sind viel minderwertiger.

Sachkunde äußert sich häufig als Bescheidenheit. Der wirklich Kundige weiß von Grenzen unseres Wissens, von der Möglichkeit anderer Beurteilung, von ungelösten Schwierigkeiten. Spuren solcher Zurückhaltung begegnen bei R. kaum, wenn man nicht seine vorsichtige Beurteilung der Aufstellungen Hermann Wirths[12] dahin rechnen will. Seine eigenen Meinungen vertritt er fast überall als Prophet. Gläubige Gemüter reißt er dadurch fort. Weniger gläubige zwingt er zur Vorsicht und reizt er zur Kritik.

Es kann nach dem heutigen Stand unserer Kenntnis nicht bezweifelt werden, daß hellhäutige Menschen mit blondem Haar und blauen Augen seit vorgeschichtlichen Zeiten von Indien bis zum Mittelmeer, bis zur Nord- und Ostsee hin aufgetreten sind und vielfach die Herrenschicht gebildet haben. Diese Tatsache erfüllt unsere Rasse mit begreiflichem und, solange wir uns der Schranken bewußt bleiben, auch berechtigtem Stolze.[13] Aber schon die Begründung der These gestaltet sich bei R. einigermaßen poetisch. Die Amoriter als blonde Ruderer des nordischen Bootes mit dem Schwanenhals und Dreiblatt nach Ägypten zu versetzen,[14] ist, so starke Bedeutungswandlungen der Name „Amoriter" auch durchgemacht hat,[15] wohl ein wenig kühn. Rassisch ist der Begriff „Amoriter" überhaupt kaum zu fassen. Von den immerhin nüchternen Feststellungen Günthers hebt sich die Schilderung des „Mythus"[16] durch ihre Farbenpracht stark ab. Lohengrin-Gestalten tauchen vor dem entzückten Auge auf. Von so prosaischen Dingen wie Schädelmessungen und literarischen Nachrichten[17] hören wir wenig oder gar nichts. R. hält sich an die Denkmäler. Sein Kunstinteresse wird wach. Nun ist es mit Farbenfeststellungen bei ägyptischen Grabmalereien, die mehr als dreitausend Jahre alt sind und nur bei künstlichem Licht besichtigt und photographiert werden können, eine eigene Sache. Daß die Künstler Völker und Rassen haben unterscheiden wollen, ist deutlich. Aber sie arbeiten stark schematisch. Vertreter eines und desselben Volkes erhalten abwechselnd helle und dunkle Hautfarbe, damit sich die Gestalten besser voneinander abheben.[18] Eine und dieselbe Person zeigt infolge dieser Manier einen helleren und einen dunkleren Arm![19] Die Farbe der Iris, ob blau oder braun, feststellen zu wollen, erscheint bei diesen durchweg im Profil gehaltenen Bildern wirklich nicht besonders aussichtsvoll. Wir gehen schwerlich fehl in der Annahme, daß Hermann Wirths „Aufgang der Menschheit" an R.s Aufstellungen stärker beteiligt ist, als dieser Wort haben will. Sollte hier ein Dichter den anderen inspiriert haben?

Die Frage nach der Urheimat des „blonden Blutes" (!) ist für R. nicht so unwesentlich, wie es zunächst scheint.[20] Der „Sinn der Weltgeschichte" ist von Norden, d. h. von Deutschland ausstrahlend über die ganze Erde gegangen![21] Ganz so einfach liegt nun

die Frage nicht. Ed. Meyer hat gegen die nordische Herkunft der Indogermanen den schwerwiegenden Einwand erhoben, daß die germanischen Sprachen von der indogermanischen Ursprache am weitesten abstehen.[22] W. Sieglin[23] hat als Frucht langer mühsamer Lebensarbeit soeben die Anschauung begründet, daß die Urheimat der Indogermanen auf einer eiszeitlichen Insel im südlichen Rußland zu suchen sei. Bei R. entscheidet die Poesie, der rassisch-religiöse Schwung.[24]

Und was bedeutet zuletzt die Feststellung der starken Verbreitung der „nordischen" Rasse? Stark verbreitet sind andere Menschenrassen ja wohl auch. Die Herrenstellung aber läßt zunächst nur auf kriegerische, nicht ohne weiteres auf allgemeine kulturelle Überlegenheit schließen. Die blonden Kelten[25] sind gewiß nicht über den Bosporus gezogen, um den nordischen „Sinn der Weltgeschichte" dorthin zu tragen. Sie sind über ein Jahrhundert lang genau so der Schrecken Kleinasiens gewesen wie die Wikinger fast aller europäischen Küsten. Die Städte Kleinasiens erhoben eine besondere Keltensteuer, um die Tribute zu bestreiten. Eumenes II. von Pergamon (197—159 v. Chr.) hat seinen Sieg über den gefährlichen Feind als Gigantomachie verherrlicht — auf dem berühmten Pergamonaltar des Berliner Museums. Hätten die Kelten gesiegt, so wäre von dieser Kunst[26] wohl nichts auf uns gekommen. Auf die Dauer pflegt die höhere Kultur selbst Besiegter über die Sieger zu siegen. Dafür sind die späteren Galater ebenso ein Beispiel wie die Normannen. Die Mosaiken von Palermo und Monreale sind zwar — hoffentlich — mit normannischem Gelde bezahlt worden, aber darum noch längst keine nordischen Schöpfungen. Es bleibt das Verdienst der nordischen Rasse, immer wieder alternden Kulturen frisches Blut zugeführt und, fremden wie eigenen Anregungen folgend, neue Kulturen geschaffen zu haben. Alle großen Kulturen sind aber durch Rassenkooperation entstanden, besonders deutlich die ägyptische.[27]

Die Dinge liegen z. T. sehr kompliziert. Die Hettiter müssen einmal eine arische Oberschicht gehabt haben. Denn ihre Sprache ist indogermanisch, wenn auch mit starkem fremden Einschlag. Rassisch aber ist von dieser Oberschicht in den bildlichen Darstellungen kaum noch etwas zu spüren. Diese zeigen durchweg die

Merkmale der vorderasiatischen Rasse,[28] die der Laie im allgemeinen als „semitisch“ empfindet. Umgekehrt kann Blondhaarigkeit sich mit nicht indogermanischer Sprache verbinden.[29] Auch das läßt auf bestimmte Vorgänge in vorgeschichtlicher Zeit schließen. Die Begriffe „nordisch“ und „indogermanisch“ decken sich grundsätzlich überhaupt nicht und in der Praxis höchstens teilweise. Was ist ausschlaggebend, die Rasse oder die Sprache? Jedenfalls nicht das, was im Augenblick paßt. Die altmykenische Kultur der Achäer[30] als „überwiegend nordisch“[31] in Anspruch zu nehmen, ist für R. verlockend, aber, wie sich zeigen wird, nicht ganz ungefährlich.[32] Ausschlaggebend darf jedoch weder das eine noch das andere sein, sondern nur die geschichtliche Wirklichkeit, soweit sie erreichbar ist.

Wie vorsichtig man bei der Ausdeutung und Verwertung der Tatsachen im einzelnen sein muß, sei an einigen von R. selbst benutzten Beispielen gezeigt. R. hat eine fast romantische Vorliebe für die Gotik.[33] Darum ist diese, obwohl nachweislich in Frankreich, dem Lande des mindestens halbostischen „Sachsenschlächters“ Karl[34] entstanden, echt germanisch. Die romanische Baukunst, von der man das letztere vielleicht eher noch sagen könnte, wird kaum erwähnt. Geradezu nervös aber wird unser Autor, wenn er auf den Hufeisenbogen der maurischen Kunst zu sprechen kommt.[35] Die Araber haben ihre Bauformen samt und sonders gestohlen, im Osten vor allem von den Persern. Nur den Hufeisenbogen erfanden sie selbst, indem sie die bei der Wegnahme der Verschalung leerbleibenden Ecken mit Mörtel ausfüllten. Die Erfindung war aber auch danach: ein Erzeugnis unkünstlerischer Willkür, ohne inneren Formwillen. Die ganze Doheit der arabischen Seele kommt in ihr zum Ausdruck. Daß der Hufeisenbogen auf die westarabische Architektur beschränkt ist, hätte zu denken geben können. Schon die von R. unerwähnt gelassene visigotische Basilika S. Juan Bautista bei Baños de Cerrato[36] in Altkastilien weist ihn durchgehends auf. Sie ist lt. Inschrift im J. 661 von dem westgotischen König Reccesvinth erbaut worden, genau ein halbes Jahrhundert vor dem arabischen Einfall in Spanien (711 n. Chr.). Daß sie nicht etwa im 9. Jahrhundert, vielleicht auf älterem Grundriß, neu aufgebaut ist,[37] scheinen außer der genannten Inschrift die an das Ravenna Theoderichs erinnernden

Fensterformen und das als Fensterverschluß dienende wohl ebenfalls germanische Ornament zu beweisen. So dürfte A. Haupt[38] recht behalten, wenn er den Hufeisenbogen aus den Überlieferungen des altgermanischen Holzbaus ableitet, also materialtechnisch erklärt. R. hat die produktiven Fähigkeiten der Germanen hier wohl einmal unterschätzt, freilich auch die „rezeptiven" der Araber.

Bedeutsamer als diese archäologische Einzelheit ist das Kapitel Etrusker.[39] Über die kultisch-geschlechtlichen Perversitäten dieses den alten Römern benachbarten Volkes kann R. sich gar nicht beruhigen. Warum er an ihnen lebhaft interessiert ist, wird sich später zeigen. Als Quelle seines Wissens nennt er uns ein Buch des als Erforscher der buddhistischen Kunst[40] bekannten A. Grünwedel: Tusca, 1922. Dies Buch beruht auf einer angeblichen Entzifferung der 1892 von J. Krall veröffentlichten Mumienbinden im Museum zu Agram, ist jedoch von allen Sachkundigen als ganz phantastisch abgelehnt worden. Einer der besten Kenner der etruskischen Kultur, Gustav Herbig, faßte sein Urteil dahin zusammen,[41] „daß hier ein sittenreiner und auf dem ihm vertrauten Boden hochverdienter Gelehrter, von menschlichen und allzu menschlichen Dingen verwirrt, in fremder Erde mit eigenen Händen sich das Grab schaufelt". Der berühmte Berliner Papyrusforscher Wilhelm Schubart urteilte:[42] „Wer nur ein wenig reinen Sinn bewahrt, nur ein wenig Begriff vom Wesen menschlicher Sprache erworben hat, bedarf kaum eines Führers, um nach wenigen Seiten nicht am Etruskischen, wohl aber an Grünwedel zu verzweifeln. Da dies Buch nun erledigt ist, würde es sich nicht schicken, ihm noch einen Stein nachzuwerfen; aber auch seinen Inhalt werde ich nicht angeben, denn es soll so schnell wie möglich vergessen werden, um des Verfassers wie um der deutschen Wissenschaft willen." R. hat ihm die wohlverdiente Ruhe nicht gegönnt!

Die Etrusker bleiben für die ernstzunehmende Forschung einstweilen ein ungelöstes Rätsel. Einiges wissen wir von ihnen aber doch. Ihre sicher nicht indogermanische Sprache entscheidet nicht über ihre Rassenzugehörigkeit. Sie scheinen aus Asien eingewandert zu sein und zu der vorgriechischen, „kretisch-mykenischen" oder „ägäischen"[43] Kultur in Beziehung zu stehen, mit der man auch die vielfach für arisch gehaltenen Philister in Zusammenhang bringt.

Namhafte Forscher wie Niebuhr, Otfried Müller, Helbig, Gsell, Pigorini, Lattes hielten die Etrusker für indoeuropäisch, also arisch. Die in etruskischen Gräbern dutzendfach erhaltenen Porträtköpfe machen einen „nordischen" Eindruck: gerade „griechische" Nase, Blondhaar.[44] Die Todes- und Höllendämonen werden dagegen fremdrassig, echt vorderasiatisch dargestellt.[45] Die etruskische Kultur steht in einem starken Abhängigkeitsverhältnis zur griechischen. Sie war von Hause aus aristokratisch-militärisch und hielt, wie der doppelte Geschlechtsname beweist, streng auf Rassenpflege, auch bezüglich der Abstammung mütterlicherseits. Wir brauchen wohl nicht fortzufahren!

Wahrscheinlich sind die Etrusker nicht besser und nicht schlechter gewesen als die meisten anderen Völker ihrer Zeit. Wenn R. ihre grauenhafte M a g i e als Folie für die „unbefangene nordische Ablehnung alles Zauberhaften"[46] verwendet, so muß man fragen, ob sich dies noch mit mangelhafter Sachkunde entschuldigen läßt. Von den Merseburger Zaubersprüchen[47] hat ja wohl jeder Obersekundaner gehört. Die in der germanischen Religion keineswegs seltenen phallischen Zeichnungen und Steinfiguren, die Tongefäße und Amulette mit magischen Zeichen (auch dem Hakenkreuz!), die in Trundholm, Ystadt und Judenburg gefundenen Sonnenräder und Fruchtbarkeitswagen, die dem Analogiezauber dienten,[48] reden eine unüberhörbare Sprache. Wir sagen das nicht unseren Vorfahren zur Schande. Derartige Dinge gehören nun einmal zur Weltanschauung primitiverer Zeiten. Aber die Wahrheit zu verschleiern, weil man sie gern anders hätte, dünkt uns ebenso unwissenschaftlich wie undeutsch. Für Indien urteilt R. selbst: Wer die Geheimnisse des Veda kennt und das Opferzeremoniell beherrscht, „in dessen Hand sind die Götter".[49] Vom Atharvaveda bis hin zu den Tantras ist die religiöse Literatur Indiens von Zaubersprüchen durchzogen. Zarathustra bezeichnet dem Versucher gegenüber als seine Waffen den heiligen Mörser, die heilige Tasse, den Opfersaft und die Worte, d. h. die Kultzauberformeln, die Mazda gelehrt hat. Wir empfehlen R., einmal die Fluchtafeln, die der Boden des heiligen Hellas zahlreich zutage gefördert hat, auf sich wirken zu lassen.[50] Da hat in dem Attika Platons (1. Hälfte des 4. Jahrh. v. Chr.) eine griechische Hand auf Blei die Worte geritzt:[51]

„Götter! Gütige Tyche!

Ich binde (hinab mit ihm!) und werde nicht loslassen den Antikles Antiphanes Sohn und Antiphanes Patroklos Sohn und Philokles und Kleochares und Philokles und Smikronides und Timanthes und Timanthes. Ich binde diese alle hinab zum Hermes, dem unterirdischen und listigen und festhaltenden und gewinnbringenden und werde sie nicht loslassen."

Alles das aus rassischem Absinken ableiten zu wollen, ist denn doch eine gar zu billige Erklärung. Wir finden bei R. auch nicht den Schatten eines Beweises, immer nur die Behauptung. Es ist einfach der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen. Hexenglaube und Hexenverbrennung sind leider nicht, wie R. uns glauben machen will, etruskisches Erbteil, durch die römische Kirche den germanischen Völkern ins reine Blut eingeimpft, sondern urgermanisches Erbgut. Der Langobardenkönig Rothari (637—652) hat die Tötung von Hexen bei Geldstrafe verboten. Und das 6. Kapitel von Karls d. Gr. Capitulatio de partibus Saxoniae bestimmt: „Wenn jemand, vom Teufel getäuscht, glauben sollte, nach Art der Heiden, daß ein Mann oder eine Frau eine Hexe sei und Menschen fresse, und deshalb sie selbst verbrennt und ihr Fleisch zum Verzehren gibt oder es selbst verzehrt, so soll er des Todes schuldig sein."[52] Solche Dinge kamen also bei den heidnischen Sachsen, den reinsten Germanen, die wir kennen, vor!

Geschlechtliche Perversitäten sollen dem nordischen Menschen unbekannt sein? Es wäre schön, wenn es so wäre. Wir sind die letzten, die das eigene Nest beschmutzen. Aber leider ist mit den hochpoetischen Worten R.s über den Traum von der Sonnennähe, den der nordische Geist in Hellas in der Gestalt des Ikaros träumte, nun doch nicht alles gesagt. Von dem kunstreichen Vater des tragischen Sonnenfliegers, dem Daidalos, berichtet die Sage, daß er der Heliostochter Pasiphae eine hölzerne Kuh anfertigte, in die sie sich einschloß, um sich mit einem Stier zu begatten.[53] Wird R. den „phönizisch-semitischen König Minos"[54] vorschützen? Dann bliebe folgendes. Echte Griechen waren gewiß die Dorier, nach R. die nordischen Besieger des Minos. Bei ihnen war trotz aller spartanischen Strenge die Päderastie vom Schimmer ritterlicher Romantik umgeben. Ein Platon war davon stark beeindruckt. Noch bei modernen Gelehrten ist davon ein Rest zu spüren.[55]

Auch das Menschenopfer ist alles andere als eine etruskische Spezialität.[56] Daß es bei Indern, Kelten, Griechen und Römern gleich häufig gewesen ist, schämt man sich erst noch zu sagen. Aber auch der unverfälschten nordischen Religion ist es nicht fremd. Auf dem großen silbernen Opferkessel von Gundestrup in Jütland aus dem älteren Eisenzeitalter[57] ist uns ein solcher Opferakt dargestellt. Auch die isländischen Sagas wissen davon zu berichten. Jarl Hakon opfert vor der Schlacht seinen Sohn, um den Sieg zu erlangen.[58]

Ekstatische Erscheinungen hat es ebenfalls nicht bloß in Tusca und dem von ihm infizierten Rom gegeben, sondern bei den meisten Völkern der Erde. Wir stellen R. gern den schönen Satz des Livius[59] über die Bacchanalien zur Verfügung, falls er ihn nicht kennen sollte: „Der Schandfleck dieses Lasters drang von Etrurien her nach Rom ein gleich einer ansteckenden Krankheit." Aber der Hofhistoriograph des Augustus war ein selbstgerechter Römer, und seine eigene Darstellung weist mit vollem Recht weiter nach Griechenland.[60] Ob Dionysos von Hause aus ein thrakischer, lydischer[61] oder griechischer Gott ist, vermag — außer R. — heute kaum jemand mit Sicherheit zu sagen. Für das letztere sind neuerdings immerhin gewichtige Gründe angeführt worden.[62]

*

Wir haben bei dem allen die zarte Grenze zwischen Sachkunde und Gewissenhaftigkeit schon wiederholt berührt, wenn nicht überschritten. Die ältere Wissenschaft hat in ihrem Bestreben, alles zu verstehen und allem gerecht zu werden, gelegentlich die Objektivität überspannt und dem eigenen Volkstum gegenüber die bindenden Zusammenhänge allzu sehr vergessen. R. gehört zu denen, die diesen Fehler korrigieren helfen. Das ist verdienstlich. Seinem Satze: „Es gibt keine voraussetzungslose Wissenschaft, sondern nur Wissenschaft mit Voraussetzungen" stimmen wir zu, wenn er richtig verstanden wird.[63] Aber R. krankt nun wirklich nicht mehr an einem Zuviel von Objektivität. Er mißt bewußt mit zweierlei Maß. Was dem einen recht ist, ist dem anderen nicht billig. Inwieweit sich dies Verfahren mit der für den Geschichtschreiber unerläßlichen Gerechtigkeit vereinigen läßt, mag der Leser selbst an einigen weiteren Beispielen prüfen.

Woher stammt die Animosität R.s gegen Sokrates?[64] Wir besitzen — leider? — eine Portraitbüste[65] des „einzigartigen" Mannes, und diese entspricht nicht dem rassischen Schönheitsideal! Darum also war Sokrates „der damalige internationale Sozialdemokrat". Wie Platon, der echte Hellene und Aristokrat, dazu gekommen ist, sein Genie an einen so unwürdigen Helden zu verschwenden, sagt uns R. nicht. H. St. Chamberlain würde sich doch schwerlich ausgerechnet in Eduard Bernstein verliebt haben. Aber die Tatsachen haben sich den Theorien zu fügen.

Außerordentlich sinnvoll in der Art werden die Vokabeln verteilt. Dem „gesunden, aristokratischen Rasseempfinden", das dem Germanen leider nur zu oft abgeht, tritt die unschöpferische „statische Selbstbehauptung",[66] die fanatische „Unduldsamkeit"[67] des Semiten gegenüber. Die Naturbeherrschung des germanischen Menschen ist „luziferisch", die Weltüberwindung des Judentums ist „satanisch".[68] Der Arier denkt bei seinen Erfindungen wahrscheinlich niemals an den klingenden Gewinn! Das Germanentum ist die wahre Mitte. „Die germanische Persönlichkeit hat nicht ein Stück von chinesischer Ruhe und ein Stückchen jüdischer Geschäftigkeit", sondern sie ist die Überhöhung und Erfüllung der Gegensätze.[69] Macht der Katholizismus ähnliche Betrachtungen für sich und das Christentum geltend, so hat R. dafür nur eine ironische Abfertigung: „Wenn alles nichts fruchtete, wurde das Neue eben »einverleibt« und als »urkatholisches Teilgut« verteidigt."[70] Zwischen Kapital und „Kapital" klaffen Wesensunterschiede.[71] Ob auch zwischen Rasse und „Rasse", hören wir nicht. Der Mißverstand ist jedenfalls immer bei den anderen. Mehr oder weniger richtige Teilbeobachtungen werden in Schwarz-weiß-Manier verallgemeinert. R. sucht dies durch die Unterscheidung zwischen „Persönlichkeit" und „Person" zu decken.[72]

Kunst und Wissenschaft sind eine Folge des Blutes. „Alles, was wir heute ganz abstrakt Wissenschaft nennen, ist ein Ergebnis der germanischen Schöpferkräfte."[73] Alle Kulturleistungen sind nordischen Ursprungs. Nur die Finanzwissenschaft ist jüdisch. Daß jene Krieger, die in der Wüste zwischen Euphrat und Tigris den Tattraum des Paradieses träumten[74] etwa Nichtarier, am Ende gar Semiten[75] gewesen sein könnten, fällt unserem Verfasser nicht ein. Er dichtet seinen Mythus, und, wie er dichtet, so ist es. Eine

Grundlage aller Wissenschaft ist ja wohl das Alphabet. Zwischen unserem Alphabet und dem griechischen, den Runen und der phönikischen sowie althebräischen Schrift, die noch die bildlichen Grundlagen der Buchstaben erkennen läßt, besteht ein sehr kompliziertes, aber nicht abzuleugnendes Abhängigkeitsverhältnis. Sind die Phönikier nordisch, wenn sie Gutes erfinden, sonst „syrisch"? Oder kehren wir das Abhängigkeitsverhältnis lieber um? Wir haben ja Hermann Wirth und die Ura-Linda-Chronik! Damit ist auch hier die Ehre der nordischen Rasse gerettet. Wir meinen, die Indogermanen hätten in Wahrheit so überragende Kulturleistungen aufzuweisen, daß sie es nicht nötig haben, auch noch anderen Rassen die ihrigen streitig zu machen und sich mit fremden Federn zu schmücken.

Das Verfahren des „Mythus" ist nicht eben neu. Viele Stellen stehen fast wörtlich so in — jüdischen Schriften,[76] wenn man für „die nordische Rasse" einsetzt: die Israeliten. Daß alle Wissenschaft, auch die Weisheit eines Homer und Plato, Pythagoras und Sokrates, aus jüdischer Quelle stammen müsse, war bei jüdischen Literaten wie Aristobul und Philo feststehende Voraussetzung. Man hat nicht selten jüdische Elaborate antiken Schriftstellern oder auch der Sibylle in den Mund gelegt, um die Übereinstimmung zu beweisen. So grob arbeitet im Zeitalter des Druckes auch der jüdische Fälscher nicht mehr. Doch es steht zu befürchten, daß nur die Methoden gewechselt haben, grundsätzlich aber nicht allzu viel anders geworden ist.

Streng zu Ende gedacht, führt der Gedankengang R.s auf den schonungslosen Rassenkampf, zwar nicht innerhalb des deutschen Volkes,[77] wohl aber nach außen hin, speziell dem Judentum und den Farbigen gegenüber. Das Ideal des „Mythus" ist wohl eigentlich der Wiking, bei dem „die urwüchsigen Rassentriebe ohne jede Bindung und Zucht, ungehemmt durch erzieherische Zweckmäßigkeitsüberlegungen oder genau bestimmte rechtliche Ordnung" walteten.[78] R. hat aber das vielleicht nicht ganz unrichtige Empfinden, daß manche Leser angesichts der heutigen Weltlage diesem Ideal einiges Mißtrauen entgegenbringen möchten. Vielleicht tut er das auch selbst. Darum schiebt er, wo die Taktik es erfordert, einen anderen Gedanken vor. Alleinberechtigt ist das Rassenideal jeweils

nur innerhalb der einzelnen Rasse. Jede Rasse züchtet ein höchstes Ideal.[79] Die Rassen können friedlich neben einander existieren. Verwerflich ist nur die Rassenmischung, durch die jedes Rassenideal zerstört wird. Auf daß neben allen anderen Tugenden auch Duldsamkeit und Großmut die nordische Rasse ziere!

*

Wir haben uns mit dem allen bloß scheinbar von den Hauptfragen entfernt. Es galt zunächst einmal das Fundament der ganzen Konstruktion zu prüfen, und es empfahl sich, diese Prüfung an solchen Gegenständen vorzunehmen, die mit unserer Religion nur in verhältnismäßig losem Zusammenhang stehen. Die Unbefangenheit des Urteils war so am ehesten zu erreichen. Wie lautet nun das bisherige Ergebnis?

Nicht gegen den Rassegedanken als solchen oder die rassische Geschichtsbetrachtung als solche haben sich Bedenken erhoben. Beide geben uns nach der wissenschaftlichen wie nach der praktischen Seite eine Fülle fruchtbarer Probleme auf, die der weiteren Bearbeitung harren. Ob aber R. mit der bei einem so verwickelten Gegenstande doppelt nötigen Klarheit, Sachkunde und Gewissenhaftigkeit vorgeht, das mußte in Frage gestellt werden. Wir wehren uns nicht gegen den Rassengedanken selbst, wohl aber gegen dessen Mythologisierung.

Wer die Methode R.s auf das Ganze gesehen für einwandfrei hält, wird sich auch von seiner Behandlung des Christentums und der Bibel verhältnismäßig leicht überzeugen lassen. Denn diese ergibt sich folgerichtig aus jener. Sie ist nichts anderes als die Anwendung der Methode auf einen bestimmten, allerdings besonders wichtigen Gegenstand. Wer sich aber von den Rissen und Sprüngen in den Grundmauern mit eigenen Augen überzeugt hat, wird vermutlich der Tragfähigkeit des Ganzen von vornherein einiges Mißtrauen entgegenbringen. Doch wir wollen vorurteilsfrei prüfen.

3. Syrien in Deutschland.

Auf den Unterbau seiner neuen Geschichtsbetrachtung stellt R. eine religionsgeschichtliche Theorie, die die biblische Religion als der nordischen Rasse artfremd ablehnt. Wie die Erörterung verlaufen wird, kann man bereits vorweg erraten. Der unbestreitbare semitische Ursprung der Bibel wird als wichtigstes Sachargument geltend gemacht werden. Alles, was man mit Recht oder mit Unrecht an der Bibel auszusetzen hat, wird in rassische Beleuchtung gerückt werden. Nur das bleibt zunächst fraglich, ob diese Betrachtungsweise ohne Einschränkung auf die ganze Bibel ausgedehnt, oder ob einzelnes von ihr ausgenommen werden wird. Sollte das letztere der Fall sein, so ist mit der Feststellung nordischen, arischen Einschlags vor allem bei der Person Jesu zu rechnen. Diese ist seit H. St. Chamberlain ein beliebter Gegenstand für solche Unterscheidungen geworden.

Vorerst bedarf der Ausgangspunkt der ganzen Fragestellung der Klärung. R. geht von der Voraussetzung aus, daß jede Rasse, jedenfalls aber die nordische, von Hause aus diejenige Religion hat, die gerade ihrem Wesen angemessen ist. Die christlich-theologische Betrachtung der Bibel geht umgekehrt von der Voraussetzung aus, daß in ihr eine göttliche Offenbarung bezeugt ist und vorliegt, die sich an alle Rassen und Völker der Erde ohne Ausnahme wendet und durch die allein wirkliche Gottesgemeinschaft zustande kommt. Die Bibel ist jedem Volkstum, wie es von Natur ist, artfremd, artwidrig, nicht zum wenigsten auch dem jüdischen. Aber sie ist eben deshalb allen Volkstümern artgemäß. Wir glauben nicht an die Bibel als das heilige Buch irgendeiner asiatischen Religion. Eher könnte man sagen: Wir glauben an sie t r o t z ihrer asiatischen Herkunft. Aber auch das wäre einseitig. Wir glauben an die Bibel als das Gefäß des geschichtlich an alle, auch an uns ergehenden Wortes Gottes. Hier steht Voraussetzung gegen Voraussetzung, Glaube gegen Glaube.

Die Voraussetzung R.s hat aber an den uns vor Augen liegenden Tatsachen keine Stütze. Sie ist tatsachenfernes Dogma, graue Theorie. Weder die Religion der Primitiven noch irgendeine der großen Weltreligionen ist an eine bestimmte Rasse oder an ein

bestimmtes Volk gebunden. Man braucht nur einen Blick in ein beliebiges Lehrbuch der Religionsgeschichte zu tun, um sich davon zu überzeugen. Die verschiedenen Formen des Animismus bei den rassisch angesehen höchst verschiedenen primitiven Völkern in Afrika, Asien, Australien, Amerika, selbst Europa nicht ausgenommen, gleichen sich bei aller Mannigfaltigkeit der Sprachen und Namen wie ein Ei dem anderen. Der ursprünglich arische Buddhismus ist zu den mongolischen Völkern Tibets, Chinas und Japans abgewandert. Der von Hause aus semitische Islam hat das einst vorwiegend arische Persien, Teile von Indien, die malaiische Inselwelt und die afrikanischen Negerländer mehr oder weniger überschwemmt. Selbst das Judentum ist nicht rein rassisch bedingt. Die rassische Zusammensetzung des jüdischen Volkes ist, wie Günther gezeigt hat, außerordentlich verwickelt. Und die Religion dieses Volkes ist ein Zwitter von Volks- und Weltreligion. Für die nordische Rasse aber hat R. seine Voraussetzung selbst dadurch durchlöchert, daß er mit erfreulicher Offenheit die Rückkehr zur altnordischen oder germanischen Religion in ihrer geschichtlichen Form ablehnt. „Wotan ist tot. Er starb nicht an »Bonifazius«, sondern an sich selber.“[1] Was R. an die Stelle setzen will, werden wir später hören.

Die theologische Betrachtung der Bibel kann dagegen darauf hinweisen, daß dies Buch überall, wo Menschen wohnen, verstanden wird. Kein Buch der Weltliteratur ist auch nur annähernd in so viele Sprachen übersetzt (zur Zeit etwa neunhundert, vgl. Ernst von Dobschütz, Die Bibel im Leben der Völker, 1935, S. 203). In Indien, China und Japan bestehen gewaltige Bewegungen zum Christentum hin, die keineswegs nur auf den Einflüssen der europäischen Mission beruhen, diese teilweise sogar ablehnen, jedenfalls aber von Eingebornen getragen werden. Der sächsische „Heliand“ bezeugt die Eindeutschung des Christentums schon bald nach seiner Einführung, später vor allem der Glaube Luthers. In welche Richtung die Tatsachen weisen, kann hiernach kaum zweifelhaft sein. Aber wir wollen uns auch hier der Aufgabe der Einzelprüfung der Aufstellungen R.s nicht entziehen.

*

Mit gutem Bedacht wählt R., wo er von der Bibel redet, gern die Bezeichnung „syrisch“. Der vorderasiatische Ursprung der Bibel soll eindeutig herausgehoben werden, und die Vorstellung „Syrien in Deutschland“ entbehrt nicht der Pikanterie. Die Bezeichnung ist aber weder eindeutig noch richtig. Die geographische Bedeutung des Wortes, die sich durchgesetzt hat, ist die, wonach der Begriff Syrien das Gebiet zwischen Edessa, Palmyra und dem Mittelmeer umfaßt. In diesem Landstrich sind aber die biblischen Schriften, höchstens mit verschwindenden Ausnahmen, eben nicht entstanden. Rein geographisch trifft also die Bezeichnung „syrisch“ für die Bibel nicht zu. Daß Palästina zeitweilig zur römischen Provinz Syrien gehört hat, ist richtig, aber ohne Belang — wenn R. überhaupt bekannt. Die Philologie bezeichnet mit Syrisch den aramäischen Dialekt, der später in den häretischen Kirchen des Ostens Kirchensprache war. Daran denkt R. natürlich auch nicht. Am ehesten könnte er das aramäische, dann hellenisierte Volkstum des Gebiets zwischen Libanon und Taurus im Auge haben. Aber dieses hat die biblische Religion nicht entscheidend beeinflußt. Vielmehr hat die letztere in jahrhundertelangem hartnäckigen Kampfe dagegen sich durchgesetzt. Rassisch angesehen endlich ist der Begriff „syrisch“ völlig unbestimmt. Aber eben deshalb erweckt er die gruselige Vorstellung eines chaotischen Rassengemisches. Und darauf ist es wohl zunächst abgesehen.

Was R. mit dem schillernden Worte eigentlich meint, ist kurz und gut soviel wie „jüdisch“. Seine Empfindungen der Bibel gegenüber nehmen durchaus vom heutigen Judentum ihren Ausgang. Die Judenfrage der Gegenwart soll hier nicht aufgerollt werden. Es sei verwiesen auf G. Kittel, Die Judenfrage, 1934. Mag R. hier noch so vieles richtig sehen — kann eine wechselvolle Geschichte von mehr als drei Jahrtausenden am rassischen und seelischen Charakter eines Volkes nicht vieles geändert haben? Die Aussichten auf eine sachliche Behandlung dieser Frage sind aber von vornherein gering. Die bündige Behauptung, daß das Alte Testament, der Talmud und Karl Marx über praktischen Materialismus und ödesten philosophischen Aberglauben gleiche Einsichten vermitteln,[2] legt die Befürchtung nahe, daß der,

der sie aufstellt, von dem so „schlagend“ charakterisierten Schrifttum nicht allzuviel gelesen haben mag.

„Zuhälter- und Viehhändlergeschichten“[3] bilden nach R. den wesentlichen Inhalt des Alten Testaments. Was er dabei im Auge hat, sind die Patriarchengeschichten im ersten Buch der Bibel. Wer daraufhin vermuten sollte, R. sei bei seiner Lektüre über dieses nicht hinausgekommen, wäre nun allerdings im Irrtum. Er kennt auch die Psalmen, sogar so genau, daß er sich über das Verhältnis der Übersetzung Luthers zum Urtext ein Urteil zutraut.[4] Dann könnte er aber eigentlich gemerkt haben, daß die gegebene Inhaltsbezeichnung mindestens, gelinde gesagt, an einer gewissen Unvollständigkeit leidet. Sie ist außerdem völlig unzutreffend. Da der Nomade sein Vieh im allgemeinen für den eigenen Bedarf züchtet, so ist Viehhandel im Alten Testament kaum irgendwo erwähnt.[5] Die Bibel und auch der Talmud haben wahrscheinlich nicht einmal ein Wort für „Zuhälter“.[6] Das Verhalten Abrahams (und Isaaks) in gewissen heiklen Situationen[7] einem nach R. übrigens „nordischen“ Machthaber gegenüber ist gewiß nicht ritterlich im germanischen Sinn, aber von den orientalischen Haremsverhältnissen aus bis zu einem gewissen Grade verständlich. Die Tendenz der Erzählung geht in keiner Weise auf Kuppelei oder Zuhältertum, sondern auf Rettung in schwerer Not.[8] Das Alte Testament redet von geschlechtlichen Dingen zwar ohne alle Prüderie, aber nicht lüstern, sondern mit sittlichem Ernst.[9] Es mag Kreise gegeben haben, in denen man von der Pfiffigkeit des Stammvaters Jakob[10] nicht ohne Behagen hörte. Aber das Alte Testament läßt keinen Zweifel darüber, daß der Betrüger bestraft und geläutert wurde.[11]

Im übrigen führen die Propheten einen heiligen Krieg gegen die Nationallaster ihres — nicht nur ihres — Volkes: Mammonismus, Üppigkeit, Verquickung von Religion und Politik. Mit einem gewissen Recht hat man das Alte Testament das älteste antisemitische Buch der Weltliteratur genannt. Wie eifert schon der älteste der Schriftpropheten gegen die, die das Ende des Festtags nicht erwarten können, um Getreide zu verschachern, um die Wage zu fälschen und den Armen für ein Paar Schuhe einzuhandeln![12] Gerichtsdrohungen bis hin zur Vertilgung des

„auserwählten“ Volkes durchziehen die Reden fast aller Propheten.[13] Man hat auch praktisch Hand angelegt. Nehemia führte unter Einschränkung seiner persönlichen Lebenshaltung eine beinahe „nationalsozialistische“ Reform durch.[14] Wer behauptet, Shylock zeige das Wesen vom alttestamentlichen Ideal über Talmud, Schulchen-Aruch[15] bis zum modernen Bankier der Wallstreet,[16] oder die alttestamentliche Geschichte entbehre jeder Heldenhaftigkeit,[17] der wird nur solchen imponieren, die das Alte Testament nicht kennen.

„Syrisch“ ist das Alte Testament eben nicht. Schon in rassischer Hinsicht haben wir uns die Träger der alttestamentlichen Religion während ihrer klassischen Zeit nicht sowohl syrisch, „semitisch“ im landläufigen Sinn, d. h. vorderasiatisch,[18] als orientalisch,[19] etwa nach Art der heutigen Beduinen, vorzustellen.[20] Sachlich angesehen aber steht es so, daß der ständige Kampf gegen das eindringende Syrertum das eigentliche Thema der alttestamentlichen Religionsgeschichte ist. So streitet Elia gegen den Kult der syrischen Fruchtbarkeitsgötter und vorderasiatische Ekstatik.[21] Durch das ganze Alte Testament zieht sich wie ein roter Faden der Protest gegen Zauberei,[22] geschlechtliche Perversität,[23] Menschenopfer[24] und dingliche Wertung des Kults.[25] Selbst noch das Judentum hat sich in den Tagen der makkabäischen Erhebung mit aller Zähigkeit gegen die syrische Religionsmengerei eines hellenistischen Fürsten gewehrt. Erst im Stadium zunehmender Verknöcherung ist es von der draußen grassierenden, freilich auch im Innern nie ganz ausgerotteten „syrischen“ Pest weithin ergriffen worden.

Der **Gott** des Alten Testaments ist verzehrende Heiligkeit, aber für den, der vom Bösen sich bekehren will, lauter Gnade und Barmherzigkeit. Er ist darum weder des Menschen Feind noch seines Volkes parteiischer Freund, so oft man beides auch in schönem Wechsel behauptet hat, vielmehr der Schrecken des Frevlers, aber die Zuflucht des reuemütigen Sünders. Die scharf umrissene Persönlichkeit dieses Gottes hat sachlich mehr zu bedeuten als alle philosophischen Betrachtungen über den kosmischen Gott. In der Gemeinschaft mit ihm erreicht die Frömmigkeit beinahe neutestamentliche Höhepunkte. So erlebt Elia seinen Gott nach

dem Sturmwind, Feuer und Erdbeben im „stillen, sanften Sausen".[26] So bricht bei dem Psalmisten allen Widerständen zum Trotz der Triumph des Glaubens durch: nicht Himmel und Erde, sondern Gott![27] So tritt die Gestalt des leidenden Gottesknechtes auf, der sein Leben zum Schuldopfer gibt.[28] Nicht im Sinne der mechanischen Übereinstimmung, wohl aber im Sinne der offenbarungsgeschichtlichen Kontinuität ist der Gott des Alten Testaments auch der des Neuen Testaments. Das letztere ist weder geschichtlich verständlich noch sachlich ausreichend ohne das Alte Testament. Jeder Schlag gegen das letztere geht dem Neuen Testament buchstäblich an die Wurzel.

Dennoch bleibt der Unterschied zwischen beiden. Das Neue Testament ist die Erfüllung des Alten. Gerade die theologische Betrachtung kann die primitiven und unterchristlichen Reste im Alten Testament freimütig kritisieren, weil sie der sachlichen Zusammengehörigkeit beider Testamente gewiß ist. Es handelt sich nicht darum, beide auf eine Fläche aufzutragen oder sie als Orakelbücher zu verwenden, sondern es handelt sich um das theologische Verständnis der geschichtlichen Offenbarung Gottes. Dies geschichtlich-theologische Bibelverständnis ist bei aller Elastizität und aller unvermeidlichen Distanzierung immer auch irgendwie Gegenwartsverständnis. Alle geschichtlichen und sachlichen Fragen werden gerade hier wirklich ernst genommen.[29]

*

Der Person Jesu zollt R. große Verehrung.[30] Er arbeitet das Herbe, Männliche, Stürmische an ihr weithin richtig heraus. Allein er hat für den unvergleichlichen Reichtum dieser Persönlichkeit nicht den richtigen Maßstab. Indem er angeblich „syrische" Zutaten vom Jesusbilde herunterklopft, besorgt er tatsächlich die Geschäfte eines in der wissenschaftlichen Theologie bereits überwundenen Liberalismus und Rationalismus.

Obwohl zugegeben wird, daß Jesus in jüdischen Gedankenkreisen aufgewachsen ist und nur behauptet wird, daß seine jüdische Herkunft sich nicht zwingend beweisen lasse,[31] besteht eine starke Neigung, ihm arische Abstammung zuzuschreiben. Alle Voraussetzungen des „Mythus" führen darauf. Jesus nun steht zweifellos

zum Judentum, vor allem in der Form des Pharisäismus,[32] zum jüdischen Mammonismus,[33] zur jüdischen Verquickung von Religion und Politik,[34] zur jüdischen Wundersucht,[35] in scharfer Abwehr- und Kampfstellung. Aber damit nimmt er die besten Traditionen des Alten Testaments auf.[36] Zum Hellenismus steht er in mindestens ebenso scharfem Gegensatz.[37] Sein Universalismus ist trotzdem unbestreitbar.[38]

Sein Hoheitsbewußtsein ist der Ausdruck dafür, daß er der Menschheit von Gott her Neues zu bringen hat. Der geschichtliche Ort aber, wo dies Neue auftritt, ist das von Gott in langer Führung vorbereitete israelitisch-jüdische Volk.[39] An sich könnte die Frage der Herkunft Jesu auf sich beruhen. Sie liegt verwickelt und wird sich, wenn auch fast alles in die Richtung israelitischer Abstammung weist, mit voller Exaktheit niemals lösen lassen. Abgewehrt werden muß aber der Versuch, die Person Jesu aus dem Ganzen der Bibel herauszulösen und ihr den Ärgernischarakter dadurch zu nehmen, daß sie für die eigene Rasse mit Beschlag belegt wird, zumal wenn dies mit so unzulänglichen Mitteln geschieht. R. verweist auf die „interessanten Forschungsergebnisse", die er E. Jung verdankt.[40] Dieser hat seine Meinung kürzlich in einem besonderen Buch über die Herkunft Jesu (1934) erneut vorgetragen. Dies Buch hat aber mit Forschung oder Wissenschaft überhaupt nicht das Mindeste zu tun, sondern ist ein Tendenzroman, gebraut aus jüdischem Klatsch, mißdeuteten Kirchenväterlesefrüchten und viel Phantasie.[41] Solch einem Schwindel sollte man nicht zum Opfer fallen. Einen R. hier mit dem Talmud und Haeckel[42] wieder Arm in Arm zu sehen, tut weh. Es ist schlechterdings unmöglich, die Person Jesu als erratischen nordischen Block aus den biblischen Zusammenhängen herauszunehmen, ebenso unmöglich freilich, sie in das jüdische Schema zu pressen. Jesus ist eine Größe für sich. Er bringt alles, was vor ihm war, zur Vollendung.

Jedem Theologen und Religionsgeschichtler ist die Tatsache bekannt, daß in der Umwelt des Urchristentums gewisse Denkformen, Mythen u. dgl. bereit lagen, die auf den geschichtlichen Jesus übertragen wurden und so den Christusglauben und das Christusbild der Gemeinde mit geformt haben.[43] Jesus brachte eben all diesem

Fragen und Sehnen die Erfüllung. Wie tief diese Einwirkung von außen das Jesusbild der Evangelien beeinflußt hat, kann hier nicht entschieden werden. R. ist leider über den für die deutsche Wissenschaft wenig ehrenvollen dilettantischen Radikalismus eines Arthur Drews, Albert Kalthoff und Karl Kautsky kaum hinausgewachsen. Neben der irrlichternden Fülle bei seinen Vorgängern und Gewährsmännern wirkt das einzige Beispiel, das er zur Diskreditierung der Evangelien heranzieht, etwas ärmlich. Es hätte außerdem schwerlich ungeschickter gewählt werden können. Wir hören eine sentimentale Legende von einem angeblichen kleinasiatischen Sklavenführer Chrestos,[44] die mit den Christusüberlieferungen sich verschmolzen haben soll. Diese „vorchristliche" Chrestosgeschichte ist nun wirklich nichts als Legende und Mythus, eine erdichtete Erzählung, herausgesponnen aus einem harmlosen Schreibfehler des römischen Schriftstellers Sueton (um 120 n. Chr.). Dieser schreibt in seinem „Leben des Claudius" (Kap. 25) aus mangelhafter Kenntnis des Christentums heraus etwas von einem gewissen Chrestos, der die Juden zum Aufstand gereizt habe, so daß Claudius sie aus Rom vertrieb. Daß er Christus meinte und diesen für einen römischen Juden, also nicht für einen kleinasiatischen Sklavenführer hielt, unterliegt keinem begründeten Zweifel. Für die Vertauschung von i und e lassen sich aus jener Zeit, die fast nur noch diese beiden Vokallaute, aber meist in anderer Schreibung, kannte, Dutzende von Beispielen beibringen (sog. Itazismus).[45]

R. hat eine besondere Vorliebe für das Markus- und Johannesevangelium.[46] In ihnen glaubt er den heroischen, aristokratischen, kurz den nordischen Christus zu finden, im vierten Evangelium vielleicht auch etwas von übergeschichtlicher Christusmystik. Wir könnten uns auf diesem Boden an sich sehr wohl mit ihm verständigen. Er vergißt nur, daß im Markusevangelium auch das Wort von dem dienenden Menschensohn steht, der sein Leben gab als Lösegeld für viele (Kap. 10, 45), und daß das Johannesevangelium auch den Meister zeigt, der seinen Jüngern wie ein Sklave die Füße wusch (Kap. 13, 1 ff.). Wer für heroische Lebenshingabe soviel Verständnis hat wie R., der müßte auch wenigstens von fern verstehen können, daß Jesu Lebenswerk sich in seinem

Sterben vollendete. Auch der dienende und leidende Christus ist so gut ursprünglich wie der starke und führende. Mag die spätere Überlieferung in der Bergpredigt und sonst, vor allem bei Matthäus (Kap. 5, 38 ff. vom Schlag auf die Backe!), die weicheren Züge stärker herausarbeiten — von syrisch-feministischen Zusätzen sollte man lieber nicht reden. Lag dem Judentum Feindesliebe etwa besonders nahe? Und auf die „wissenschaftliche Textkritik" sollte sich R. schon gar nicht berufen. Denn: 1. textkritisch ist der Abschnitt Matth. 5, 38 ff. so einwandfrei wie wenige Stellen im Neuen Testament. 2. Gemeint ist in Wirklichkeit die „wissenschaftliche Literarkritik", eine landläufige Verwechselung, die auch bei jungen Theologen vorkommt. 3. Die „wissenschaftliche Literarkritik" oder besser hier „Formgeschichte" in ihrer radikalsten Gestalt erklärt den Abschnitt für hervorragend eigenartig und deshalb unverdächtig.[47] Als starres Gesetz ist er übrigens nicht zu verstehen. Mit dem „Syrischen" ist es auch hier nichts.

*

Heftiger Zorn erfaßt R., so oft er auf Paulus zu sprechen kommt.[48] Auf ihn nächst dem Matthäusevangelisten führt er die „jüdisch-syrischen Apostelbestrebungen" zurück, aus denen unsere heutigen „im wesentlichen nicht christlichen Kirchen" hervorgegangen sind.[49] Nun gibt das Verhältnis des Apostels zu seinem Herrn wirklich schwere Fragen auf, die die Theologie seit langem beschäftigt haben. Aber mit steigender Klarheit hat sich ergeben, daß beide eben in ihrer Verschiedenheit und Eigenart eng zusammengehören.[50] Schon in der Urgemeinde ist aus der Heilskunde Jesu die Heilskunde von Jesus Christus dem Gekreuzigten und Auferstandenen geworden, und das war vom Lebenswerk Jesu aus gesehen folgerichtig. Das Neue bei Paulus liegt in den radikalen Folgerungen, die er aus dem Evangelium zog, nicht in dem Evangelium selbst (vgl. 1. Kor. 15, 1—11). R. verteilt die Akzente falsch, wenn er sagt, daß Paulus sich (trotz gelegentlicher Kritik des Jüdischen) bewußt gewesen sei, doch eine jüdische Sache zu vertreten.[51] Paulus hat sein Volk bis zuletzt lieb gehabt. Das wird ihm ein so glühender Patriot wie R. ja wohl nicht zum Vorwurf machen. Aber die Kritik am Jüdischen war in

engster Verbindung mit der Heidenmission gerade das eigentliche Lebenswerk des Apostels. Er findet in ihr Worte, die die Drohworte des Propheten noch überbieten und in ihrer Schärfe an den antiken Antisemitismus erinnern. (1. Thess. 2, 14 ff.) Seine Kritik ist aber vor allem theologische Auseinandersetzung mit dem Judentum in Gestalt des Pharisäismus. Durch sie hat er einem nicht jüdisch gebundenen, artgemäßen Christentum der Völker die Bahn freigemacht.[52]

In diesen Zusammenhang gehört auch das Wort: „Hier ist nicht Jude und nicht Grieche, nicht Sklave und nicht Freier, nicht Mann und Weib" (Gal. 3, 28). Es ist geradezu Schutzformel für die Freiheit des Heidenchristentums. R. schreibt: „Auf Grund dieses alles Organische leugnenden Nihilismus fordert er (Paulus) dann den Glauben in Christo, also eine Umkehrung aller kulturschaffenden Werte des Griechen- und Römertums."[53] Unrichtiger kann der Satz des Apostels kaum wiedergegeben werden. Paulus fordert hier nicht Glauben an Christus, sondern er folgert aus dem Glauben. Und was er folgert, ist so wenig kulturverneinender Nihilismus, wie es Sklaven- oder Frauenemanzipation, geschweige denn die Aufhebung oder Nichtachtung der rassischen und geschlechtlichen Unterschiede ist, vielmehr die Freiheit der Heiden, Christen zu sein, ohne erst Juden werden zu müssen. Man muß sich schon mit der Sprache des Neuen Testaments ein wenig vertraut machen, ehe man über neutestamentliche Fragen schreibt. Sonst rächt es sich. R. deutet ein Wort von der Erhöhung Christi über jegliche Hoheit und Gewalt und Macht und Herrschaft und jeden Namen, der genannt wird nicht allein in dieser Weltzeit, sondern auch in der zukünftigen (Eph. 1, 21), kurzweg auf eine Entthronung der Regierenden, eine „Welterregung mit Hilfe der Deklassierten aller Staaten und Völker".[54] Der Schreibende aber (ob es Paulus war, ist nicht ganz sicher) meinte die dem erhöhten Christus unterworfenen Engel- oder Dämonenmächte! Hier ist R. die Benutzung der Lutherschen Übersetzung, die das uns heute so nicht mehr geläufige „Fürstentümer" enthält, zum Verhängnis geworden.

Paulus, der Weltrevolutionär! Diese These ist eine der Glanznummern R.s.[55] Die meisten Leser werden ein wenig erstaunt

sein. Mit Recht. Wir fragen nicht erst, ob Revolution nicht auch Heldentum bedeuten könne. Denn „Paulus hat ganz bewußt alles staatlich und geistig Aussätzige in den Ländern seines Erdkreises gesammelt, um eine Erhebung des Minder-Wertigen zu entfesseln“.[56] Wir halten uns auch nicht weiter dabei auf, daß das eben noch in Rassenschande erstickende, etruskisch bastardierte Römerreich anscheinend über Nacht sich in ein nordisches Kulturbollwerk verwandelt hat, das anzugreifen nur ein „syrischer“ Kulturbolschewist gewagt haben könnte. Wie kommt R. zu seiner Behauptung? Hören wir weiter. „Das erste Kapitel des 1. Briefes an die Korinther ist ein einziger Lobgesang auf die »Törichten vor der Welt«, die Beteuerung, das Unedle vor der Welt und das Verachtete habe Gott erwählt, um dann den Christen die Richterherrschaft zu versprechen.“ (Folgt 1. Kor. 6, 2 ff.)[57] Von einer zukünftigen Herrschaft der Christen mit Christus hat Paulus allerdings gelegentlich geredet, aber in ganz unpolitischem, jenseitigem Sinn. (Phil. 3, 20.) Und 1. Kor. 1, 26 ff. sollte gerade der Nationalsozialist verstehen können. Paulus stellt hier ja einfach eine Tatsache fest. Etwa so, wie wenn heute jemand sagt: „Die nationalsozialistische Bewegung ist nicht aus der Hochfinanz, dem satten Bürgertum und der wissensstolzen Intelligenz, sondern aus dem Schoße des Volkes hervorgegangen. Es waren anfangs wenig Begüterte und Intellektuelle, wenig Generaldirektoren und Professoren dabei!“ Seit wann bedeutet diese nüchterne Feststellung „das staatlich und geistig Aussätzige sammeln“, „eine Erhebung des Minder-Wertigen entfesseln“? Seit wann sind die Menschen, die nicht im erblichen Besitz eines Scheckbuchs oder philosophischer Fachbildung sind, minderwertig? Einerlei! Paulus war ein ganz gefährlicher Hetzer! „Die Juden in Rom werden sehr wohl gewußt haben, warum sie ihm ihre Synagoge für seine Propagandareden zur Verfügung stellten.“[58] Man traut seinen Augen nicht. Sollte R. in Rom erfolgreiche Inschriftenstudien getrieben oder in Ägypten einen neuen Papyrus entdeckt haben? Dann sind wir auf die Veröffentlichung dieser Quellen gespannt. Oder hat R. ein anderes Neues Testament als wir? In unserem Neuen Testament ist keine der antiken Synagogen Roms (mindestens neun!) erwähnt. Von bolschewistischen

Brandreden des Apostels steht da erst recht nichts zu lesen, weder in noch zwischen den Zeilen. Wohl aber steht darin zu lesen, daß der Versuch des Apostels, bei seinen Volksgenossen Eingang zu finden, in Rom genau so am Fanatismus der Juden scheiterte[59] wie fast überall sonst, wo er — ungerufen! — in den Synagogen auftrat,[60] daß er immer wieder, sei es von den Juden selbst oder auf ihr Betreiben, schwer beschimpft und mißhandelt wurde.[61] Wohl aber steht darin eine unmißverständliche Warnung vor Aufruhr: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit!“[62] Man darf in diese zwar keine Staatsgesinnung im Sinn der Antike hineinlesen, aber andererseits 1. Kor. 6, 1 ff. auch nicht revolutionär überspitzen. Paulus verlangt hier schließlich von den Christen — allerdings mit eigenartiger Begründung — nur die gleiche Disziplin wie die Jobakchen[63] in Athen von ihren Mitgliedern: Streitigkeiten unter sich abzumachen. Der Revolutionär Paulus entstammt weder dem Neuen Testament noch überhaupt der Geschichte.

Das Charakterbild des Paulus bei R. führt uns vollends in Dichters Lande. Der Pharisäer Saulus soll sich der christlichen Strömung angeschlossen haben, weil er sie für „vielversprechend und ausnutzbar“ hielt.[64] Jawohl, Saulus hat sie gehörig „ausgenutzt“: Schläge und Bande, Hunger und Gefahren, Mühsal und Unruhe[65] und zuletzt die Hinrichtung[66] hat sie ihm eingetragen. R. ist ein trefflicher Psycholog. Wollten wir nach der Methode seiner Paulusforschung: „Anmaßung und Unduldsamkeit“, „molluskenhaftes Werben“[67] einmal nur die Einleitung seines Buches untersuchen, wir fürchten, es möchte nicht viel davon übrig bleiben.

*

Die Anschauung von der Bibel, die R. seinen Lesern beibringen möchte, ist also kaum mehr als eine Sammlung von Fehlurteilen und Fehlschlüssen. Wenn er uns über die Geschichte der Baukunst belehrt, so wollen wir ihm gern zuhören. Auch Nationalsozialismus wollen wir bereitwillig von ihm lernen. Aber hier hat er sich auf ein fremdes Gebiet begeben. Biblische Dichtungen sind nicht jedermanns Geschmack!

Eine geschichtlich entsprechend fundierte, dabei offenbarungsgläubige Bibelauffassung braucht sich nicht an einem einzigen Punkt von R. eines Besseren belehren zu lassen. Damit fällt die Behauptung, daß die nordische Rasse von der Bibel durch eine unüberwindliche Kluft getrennt sei, vollends dahin. Ehe aber die letzten sachlichen Fragen gestellt werden, gilt es noch den Faden der Geschichte ein Stück weiter zu verfolgen.

4. Köln gegen Rom und Wittenberg.

R.s brennendes Interesse für die angeblichen Scheußlichkeiten der Etrusker wird uns voll verständlich, wenn wir jetzt seine Auffassung der Kirchengeschichte uns näher ansehen. Die Kirche Roms ist „eine Mischung von Priestertum der Etrusko-Syro-Vorderasiaten und der Juden mit dem nordischen Senat Roms".[1] Schon die Form solcher Sätze setzt vermutlich viele Leser in helles Entzücken. Nun hat sich freilich diese Kombination sowohl von der Etrusker- wie von der Bibelforschung aus als wenig belangvoll erwiesen. Der Verfasser des „Mythus" ist aber in der glücklichen Lage, um die erforderliche Verbindung Roms mit Syrien zu sichern, zwei weitere Nothelfer zitieren zu können, den „Afrikaner Tertullian"[2] und den „rührend ringenden und doch sklavisch zerrissenen, unfreien, bastardierten Halbafrikaner Augustin".[3] Der erstere war es „namentlich", der die „Händlerlehre" vom Ablaß mit vielem Aufwand von juristischem Scharfsinn ausgebaut hat. Augustin aber hat seine „ungeheuerliche Prädestinationslehre" erdacht, um durch diese „wahnwitzige Anschauung" den Menschen „zum geborenen Sklaven" der Kirche zu machen.[4] Es trifft sich gut, daß Karthago in Afrika liegt und zugleich phönikische Kolonie ist! So ist die Geschichte der Kirche wieder von einer anderen Seite her in die scheinbar unerschöpflich aufschlußreiche Beleuchtung des Rassengedankens gerückt.

Aber der Schein trügt manchmal. Tertullian konnte schon deshalb seinen Scharfsinn nicht am Ablaß üben, weil es den letzteren zu seinen Lebzeiten noch gar nicht gab. Er wurde nämlich erst möglich auf Grund des germanischen Rechts. Dies gestattete

bekanntlich die Ersetzung der Blutrache durch das Wergeld.[5] Die ältesten Spuren der Übertragung dieser Einrichtung auf die Bußdisziplin weisen nach England. Die beiden Theoretiker der Ablaßlehre sind Alexander von Hales († 1245), selbst auch ein Engländer, und Thomas von Aquino († 1274), der Sohn eines italienischen Grafen mit dem gut deutschen Namen Landulf und einer Normannin.

Und Augustins Gnadenlehre ist, wie R. selbst andeutet,[6] von der offiziellen Kirche keineswegs so bereitwillig übernommen worden, wie es der Theorie nach der Fall sein müßte. Diese Tatsache auf das Verdienstkonto der nordischen Rasse zu buchen, ist jedoch wieder etwas unvorsichtig. Denn einer der wenigen Vertreter augustinischer Gedanken im Mittelalter war ein Sachse aus edlem Blut, Gottschalk, Mönch zu Fulda und Orbais († 868/69), eine tragische Gestalt. Und der mächtige Hinkmar von Rheims († 882), der ihn wegen seines Prädestinationsglaubens lebenslänglich einkerkerte, war hervorgegangen aus dem Stamm der Franken, die, wie wir hörten, schon zur Zeit des „Sachsenschlächters" Karl rassisch ganz unzuverlässig waren und den Zusammenhang mit dem Germanentum mehr oder weniger verloren hatten (was sie freilich nicht hinderte, ein halbes Jahrtausend später noch die „ganz nordische" Gotik hervorzubringen!).

Daß die römische Kirche die Höllen- und Fegfeuerangst zur Befestigung ihrer Herrschaft klug benutzt und weithin zu diesem Zweck geradezu gezüchtet hat, soll damit nicht bestritten sein. Aber es heißt nun doch an der Oberfläche bleiben, wenn man in der Kirchengeschichte nur ein Gewebe aus schlotternder Angst und wilder Herrschgier, beide mit rasseschänderischen Hintergründen, sehen will. Es gibt eine Angst um die Seele, die gerade durch die Feinheit des sittlichen Empfindens bedingt und deshalb dem deutschen Gemüt tief eingepflanzt ist. Und es gibt ein Führen, das nicht aus Herrschsucht, sondern aus sachlicher Notwendigkeit entspringt. Dafür hat ja sonst gerade der Nationalsozialismus Verständnis. Gilt etwa auch hier die Regel: „Was dem einen recht ist, ist dem anderen nicht billig!"?

Es liegt uns sehr fern, Zustände, wie sie in dem sogenannten „dunklen Jahrhundert" und sonst wiederholt in der Kirche und

zumal in Rom geherrscht haben, verteidigen oder beschönigen zu wollen. Diese Dinge sind nun doch auch keineswegs so unbekannt, wie R. annimmt.[7] War der eigene Geschichtsunterricht hier unvollständig — nun wer wird solche Erfahrungen gleich verallgemeinern? Entdeckerfreuden sind jedem zu gönnen. Nur nenne er dann die Dinge auch beim rechten Namen. Das Germanentum von jeder Verantwortung für die Führung der Kirche zu entlasten, geht nun einmal nicht an. Es hat seinen Anteil daran gehabt,[8] nach der guten wie auch nach der schlimmen Seite. Eins der Scheusale des „dunklen Jahrhunderts" hieß Alberich. Was würde wohl R. aus solch einem Namen zu machen verstehen — wenn sein Träger nur nicht gar so garstig wäre! In solchen Fällen ist Schweigen Gold.

Ein besonders ernstes Kapitel der Kirchengeschichte ist die Geschichte der Inquisition und Gegenreformation. R. versteht es, seine Leser dadurch zu erschüttern.[9] Und das ist ja auch nicht allzu schwer. Diese Geschichte ist erschütternd. Aber nun führt wiederum der Rassengedanke zu einer bedenklichen Schematisierung: es handelt sich um den Kampf der syrisch-alpin bastardierten und deshalb fanatisch unduldsamen romanischen Rassenseele gegen die duldsame, heldische Rassenseele des Nordens.[10] Daß — etwa im Kampf um die Niederlande — Rassengegensätze mitspielen mögen, leugnet kaum jemand. Aber in den Hugenottenkriegen z. B. liegen die Dinge komplizierter. Der Calvinismus ist eben doch eine innerromanische Erscheinung. Zuletzt handelt es sich um überrassische sachliche Gegensätze. Wer das nicht sehen kann oder will, dem wird auch eine Gestalt wie die Luthers für immer unverständlich bleiben. Dafür ist nun R.s eigene Darstellung ein schlagendes Beispiel.

Sie zeugt gewiß von großer Verehrung für den Reformator. „Luthers Großtat war in erster Linie die Zertrümmerung des exotischen Priestergedankens, in zweiter die Germanisierung des Christentums."[11] Aber solch ein Wort zeigt bereits wieder,[12] daß die Reformation hier in ein ihr artfremdes „nordisches" Schema gepreßt wird. Wohl war Luther auch ein durch und durch deutscher Mann, der „Deutscheste der Deutschen".[13] Aber wo man seine Tat auf den Durchbruch der nordischen Seele reduziert, da

ist man genötigt, einerseits Goethe, Kant, Schopenhauer, Nietzsche, Lagarde, also recht verschiedene Geister, unbekümmert in Luthers Gefolge einzureihen,[14] wie andererseits an dem wirklichen Luther eine Kritik zu üben, die nicht bis zu dem vorstößt, worum es ihm eigentlich ging, und ihn infolgedessen der Inkonsequenz, des Stehenbleibens auf halbem Wege zu bezichtigen. Den schweren Fehler Luthers sieht R. darin, daß er den syrischen Dämon Jehova nicht überwunden, sondern das Alte Testament durch seine Übersetzung erst wahrhaft zum Volksbuch gemacht hat, so daß fortan blonde deutsche Kinder allsonntäglich (?) singen mußten: „Dir, Dir, Jehova, will ich singen; denn wo ist wohl ein solcher Gott wie Du ..."[15] Weil die Reformation für den Mythus des Nationalgedankens bloß den Boden ebnete, im übrigen aber über das stoffanbetende[16] syrische System nicht hinauswuchs und hinausführte, trug sie keine typenbildende Kraft in sich. Es ging Luther aber nicht um Syrien und nicht um Typenbildung, sondern um die Frage: „Wie kriege ich einen gnädigen Gott?" Eben darum wird man ihn noch lesen, wenn so manches Buch von gestern und von heute vergessen ist. Fast alle Richtungen nehmen heute Luther für sich in Anspruch. Und der Mann wäre nicht typenbildend gewesen?

Wer nach der scharfen Kritik am Katholizismus erwartet hatte, daß R. die Losung „Wittenberg gegen Rom!" aufnehmen würde, sieht sich getäuscht. Nicht Luther ist der Schildträger der artrechten deutschen Frömmigkeit, sondern Meister Eckehart, der Kölner Dominikaner und Ketzer. Er hat uns vor sechshundert Jahren als der größte Apostel des nordischen Abendlandes unsere Religion geschenkt, die deutsche Mystik. Die große Sünde des Protestantismus war es, anstatt auf sie zu hören, den jüdischen Buchstaben als Götzen hingestellt zu haben.[17] Also: „Köln gegen Rom und Wittenberg!"

Bei aller Verehrung, die wir unsererseits dem größten deutschen Mystiker entgegenbringen, ist nun aber doch zu sagen, daß die Mystik keine „nordische", sondern eine fast in allen höheren Religionen anzutreffende Erscheinung ist und daß die Stammlinie dieser Seite der Eckehartschen Frömmigkeit über Paris, den Areopagiten und die Neuplatoniker zweifellos auch nach Asien

führt. Will man aber den Nachdruck auf das Unterscheidende zwischen indischer oder chinesischer und deutscher Mystik legen, die stärkere Aktivität und den ausgeprägten Willen zur Gemeinschaft, so ist daran neben dem „Nordischen" in Eckehart auch das Christentum, und zwar das kirchliche, nicht unbeteiligt. Vor allem aber: R. überschätzt die sachliche Berührung zwischen der Mystik Eckeharts und dem „Mythus des zwanzigsten Jahrhunderts" ganz erheblich. Er ist mit der Sprache Eckeharts so wenig vertraut, daß er diesen wiederholt gröblich mißversteht. Eckehart sagt einmal: „Das Edelste, das am Menschen ist, das ist Blut, wenn es gut will. Aber das Ärgste, was am Menschen ist, das ist Blut, wenn es übel will."[18] Im Zusammenhang betrachtet bedeutet das etwa soviel: Je nachdem ob das Innere des Menschen — wir würden etwa sagen die Seele oder der Wille — vom Geiste Gottes oder vom Fleische beherrscht wird, zieht es den Menschen hinauf oder hinab, zum Leben oder zum Tode. R. sieht darin ein Bekenntnis zu Blut und Rasse.[19] Noch schlimmer ist ein anderes Mißverständnis. Eckehart mahnt, echt mystisch, zur Einkehr und Abgeschiedenheit: „Mache dich frei von allem, was deinem Wesen eine fremde Zutat geben ... könnte, und richte dein Gemüt allezeit auf ein heilsames Schauen." R. sieht auch darin ein völkisches Bekenntnis.[20] Nach diesem Rezept behandelt wären die Lieder Tersteegens („Mache mich einfältig, innig abgeschieden") eine wahre Fundgrube völkischer Bekenntnisse, ebenso aber auch die der „Rassenschande" stark verdächtigen Schriften der ägyptisch-hellenistischen Hermesmystik.[21] Also nicht völkische Bekenntnisse, sondern völkische Mißverständnisse! Wo man — unter Verwendung ungenügender, teilweise tendenziöser Textausgaben — so an der Meinung dessen, auf den man sich beruft, vorbeiredet, da wird man auch der sachlichen Einheit berechtigtes Mißtrauen entgegenbringen.

Der springende Punkt ist dieser: Eckehart ist weit entfernt, das göttliche „Fünklein" in der Seele mit der natürlichen Seelenverfassung einfach gleichzusetzen, und nun gar mit einer bestimmten Rassenseele! Der Mensch soll sich besinnen auf seinen Zusammenhang mit dem Urgrund aller Dinge! Er soll umdenken! Das ist Eckeharts ständiges Anliegen. Insofern ist er doch

in seiner Weise ein ernster Bußprediger. Vollends deutlich ist das in der „Deutschen Theologie“ des „Frankfurters“. Immer wieder predigt sie das Mißtrauen gegen die eigene Art. „Zu dem wahren Leben Christi muß alle Selbstheit und Ichheit und Natur gelassen und verloren werden und sterben.“[22] Von dem rechten Mystiker sagt sie einmal: „Auch dünket diesem Menschen, daß alle seine Worte und Rede nichts sei und eine Torheit. Darum redet er und spricht nicht, jemand zu lehren oder zu strafen, ihn treibe denn göttliche Liebe und Treue dazu; und daselbe geschieht mit Furcht und so wenig als möglich.“[23] Ob R. sich dieser Gemütsverfassung wirklich so innig verwandt fühlt?

*

Es war nicht die Absicht, den „Mythus“ hier im einzelnen kirchengeschichtlich zu kontrollieren. Das ist schon von anderer Seite gesschehen.[24] Namentlich katholische Forscher haben R., nicht besonders großzügig, aber mit überlegener Quellenkenntnis und feiner Ironie zahlreiche Irrtümer nachgewiesen.[25] Er verwechselt, um nur ein paar Beispiele zu geben, den „Vater der Kirchengeschichte“ Eusebius, Bischof von Caesarea († um 339), mit einem gleichnamigen Eunuchen am Hofe des Kaisers Constantius († 361),[26] die angebliche Erfahrung des Frankenkönigs Chlodowech († 511) in der Alemannenschlacht mit der Kreuzesvision Konstantins († 337),[27] den Sammler des Decretum Gratiani, einen Kamaldulensermönch des 12. Jahrhunderts, mit dem römischen Kaiser Gratian (375 bis 383).[28] Er druckt gelegentlich Sylvia[29] und Eusäbius,[30] Namensformen, die jedes durchgebildete Sprachgefühl beleidigen.

Das Vorwort zur 3. Auflage des „Mythus“ redete in fast nicht mehr romferner Unfehlbarkeit von „vermeintlichen“ Unrichtigkeiten, die die Gegner nachzuweisen sich gefreut hätten. Zögernd — nordischer Stolz oder unfruchtbare statische Selbstbehauptung? — gibt R. jetzt in seiner Schrift „An die Dunkelmänner“ ein paar Fehler zu. Sie werden als sachlich belanglos hingestellt. Das sind sie in der Tat zumeist. Das Schicksal des Abendlandes hängt nicht daran, ob man eine wohl auch in katholischen Kreisen nicht ganz seltene bedenkliche Schreibweise eines lateinischen Namens beibehält oder nicht. Leider sind nur manche jener Fehler

charakteristisch für eine Arbeitsweise, die ihr Wissen nicht aus den Quellen, sondern aus mehr oder weniger umfangreichen Broschüren schöpft.

Im übrigen macht R. sich die Sache recht leicht. Er beschränkt sich auf die katholische Gegnerschaft. Daß auf evangelischer Seite nicht bloß zwei „Erledigungen" der „Studien", sondern auch eine ganze Reihe von Erledigungen des „Mythus" zu verzeichnen sind, erfährt der Leser nicht. Der Katholizismus ist auf alle Fälle eine komplexe Erscheinung. Mit homerischen Scheltreden lassen sich derartig verwickelte Gegenstände nicht „erledigen", am wenigsten, wenn man sich dabei im Kreise dreht. Werden einem positive Unrichtigkeiten nachgewiesen, so zieht man sich auf die „Idee" zurück. Und wo Idee gegen Idee steht, beruft man sich auf seine „wissenschaftlichen" Beweise! Worum geht es denn eigentlich? Um die etwas größere oder geringere Scheußlichkeit der Etrusker doch wahrhaftig nicht. Sondern darum geht es, ob diese Scheußlichkeit etruskische Spezialität und rein rassisch bedingt ist, ob das Schlagwort „Etruskertum" in seiner Anwendung auf den deutschen Katholizismus der Gegenwart von unerhörter religionsgeschichtlicher Einsicht zeugt.

Das Heidnische und Jüdische im Katholizismus hat die evangelische Theologie seit Luther immer wieder herausgearbeitet. Das meiste, was R. vorbringt, ist längst vor ihm gesagt worden, als noch mehr Mut dazu gehörte. Über Rom, vor allem auch über seine Politik, ergeht heute ein Gericht, das es weithin verdient hat. Gerichte werden zum Segen, wenn man sich durch sie in die Buße treiben läßt, die die Kirchen mindestens ebenso nötig haben wie ihre einzelnen Glieder. Richten ist dagegen ein gefährliches Geschäft, zumal dann, wenn man sich dabei ständig neue Blößen gibt. Der Alttestamentler und Orientalist Adalbert Merx, der nun endlich seinen richtigen Namen bekommt, würde wohl ein wenig erstaunt sein, wenn er sich — wegen seiner von Dilettanten gern ausgeschlachteten Behandlung des Sinaisyrers — unter die Kirchenhistoriker versetzt sähe. Wer etwas von Religionsgeschichte w e i ß, ist sich durchaus n i c h t darüber im klaren, daß der Ein-Gott-Glaube persischen Ursprungs ist, eher darüber, daß die Frage erheblich verwickelter liegt. Daß Jesus in Nazareth geboren ist,

„müßte" man nicht „wissen", sondern das kann man höchstens vermuten, mit Recht oder mit Unrecht, und diese Vermutung würde unter landläufigen Voraussetzungen nicht auf die arische Abstammung Jesu, sondern auf greuliche Rassenschande führen. Das „Nizäische" Glaubensbekenntnis redet von der „buchstäblichen" Höllenfahrt Jesu so wenig wie das bekanntere Nicaeno-Konstantinopolitanum. R. verwechselt es anscheinend mit dem in seiner Urgestalt reichlich zwei Jahrhunderte älteren Apostolikum.

Schlimmer aber als solche Kleinigkeiten, die schließlich niemand weiter schaden, ist etwas anderes, das ebenfalls von katholischer Seite aufgedeckt worden ist. Direkt oder indirekt stammen die Schauergeschichten des „Mythus" von Nonnen, die Speichel tranken und tote Mäuse aßen, von Heiligen, die mit Ketten bis zu 250 Pfund Gewicht herumliefen, aus dem berüchtigten „Pfaffenspiegel" des ehemaligen preußischen Offiziers und späteren Redakteurs Otto von Corvin-Wiersbitzki († 1886).[31] Ein Rosenberg Seite an Seite mit einem unverbesserlichen Demokraten, ja mit den proletarischen Freidenkern![32] Das ist für alle, die aus Gewissensgründen hinter Adolf Hitler stehen, eine besonders schmerzliche Entdeckung. Wir hatten geglaubt, die Zeiten dieser Kampfesweise seien vorüber.[33] Über diese trübe Angelegenheit schweigt der tapfere Bestreiter der „Dunkelmänner" sich wohlweislich aus.

Was ist nun übrig geblieben von der Losung: „Köln gegen Rom und Wittenberg!"? Mehr Dichtung als Wahrheit. Die Wahrheit der Dichtung zu opfern sind wir nicht willens. Wir halten es auch in Zukunft mit Luther, in dem Deutschtum und Christentum sich wunderbar gefunden haben, mit dem ganzen, echten Luther!

Die Erörterung ist damit aber bis an den Punkt geführt, wo die letzten entscheidenden Fragen gestellt werden müssen.

5. Mythus und Evangelium.

Die entscheidende Frage ist stets die Gottesfrage. Mit vollem Recht hebt R. das immer wieder heraus. Er will Gottesglauben. Aber nicht den biblisch-christlichen. Dieser ist für sein Empfinden der Gipfel der Willkür. Der Grundgedanke des arteignen deutschen Gottesglaubens kann nur die durchgehende Gesetzlichkeit des Naturgeschehens sein. „Ein Volk, welches keine Naturgesetzlichkeit kennt, wird auch den Gegenpol, das sittliche Recht, nicht in seinem Wesen erfassen, d. h. eine Weltanschauung, die allen Ernstes sich den Kosmos aus dem Nichts aus Willkür erschaffen denkt, wird auch einen willkürlichen, keine innere Bindung anerkennenden Gott verkünden. Die Erschaffung der Welt aus dem Nichts fordert die grundsätzliche Anschauung, daß dieser »erschaffende« Gott auch späterhin von außen ins Weltgetriebe eingreift — oder eingreifen kann —, wenn es ihm beliebt. Dadurch wird die Innergesetzlichkeit des Naturgeschehens geleugnet. Das ist die Weltanschauung der Semiten, Juden und Roms."[1] R.s eigener Gottesglaube läßt sich kurz als Glaube an die Einheit des — nordischen — Ichs mit der Welt bezeichnen, eine Atman-Brahman-Lehre mit aktivistischem Vorzeichen sozusagen, für die man sich mit zweifelhaftem Recht auf Meister Eckehart beruft.[2]

In der Begründung verschlingen sich Glaubensgedanken eigenartig mit der Berufung auf die exakte Naturforschung. Diese letztere hat in der Tat seit Koppernick eine gewaltige Revolution des Weltbildes hervorgerufen. Die Kirchen haben sich — wie übrigens auch manche wissenschaftliche Kreise — daran langsamer gewöhnt, als gut war, und mögen zum Teil heute noch an solcher falschen Zurückhaltung kranken.[3] Wir unsererseits möchten niemand darüber im Zweifel lassen, daß uns die einfache Übernahme des alt- oder neutestamentlichen Weltbildes genau so ausgeschlossen erscheint wie die irgendeines antiken Weltbildes sonst. Auch für die Gottesanschauung aber ist es nicht ohne Bedeutung, ob man, wie die griechische Baruchapokalypse,[4] 185 Tagereisen (= ca. 7000 Kilometer, kaum ein Zwanzigtausendstel der Entfernung der Erde von der Sonne!) schon für eine bedeutende kosmische Entfernung hält, oder mit Tausenden von Lichtjahren rechnet, ob man von

dem allgemeinen Kausalzusammenhang der Wirklichkeit dürftige oder ausgebildete Vorstellungen hat. Wir denken nicht daran, die Entwickelung hinter das Fernrohr und das Mikroskop zurückschrauben zu wollen.

Aber daran hängt nicht die Entscheidung über den Glauben an den Schöpfer. Daß wir an der Regelmäßigkeit des Weltgeschehens ein sittliches Interesse haben, ist auch von protestantisch-theologischer Seite oft betont worden, ohne daß man deshalb den — auch bei Meister Eckehart nicht fehlenden — Schöpfungsglauben aufgab. Gerade die neueste Naturforschung sagt uns, daß es starre Naturgesetze im Sinn der naturwissenschaftlichen Scholastik des 19. Jahrhunderts nicht gibt. Alles Naturgeschehen ist zuletzt individuell und daher nur beschränkt berechenbar.[5] Die Welt hat ihr Geheimnis wieder! R.s statische Weltauffassung[6] ist überholt. Auch das Weltall hat seine Geschichte, mag sie auch unausdenkliche Zeiträume umfassen. Es wird einmal „sterben", und wir können uns davon bis zu einem gewissen Grade eine Vorstellung machen. Nicht dagegen von seinem „Geborenwerden". Wie sind die ungeheuren Energien aufgespeichert worden, die im Innern der Himmelskörper durch Atomzertrümmerung frei werden und sich Sekunde für Sekunde in den Weltenraum ergießen? Wie ist das Leben auf der Erde entstanden? W i r w i s s e n e s n i c h t. Wir beobachten vom Größten bis zum Kleinsten eine erstaunliche Zweckmäßigkeit. Wie die Planeten um ihre Sonne, so kreisen die Elektronen um ihren Kern. Jedes Blutkörperchen ist eine Welt für sich. Vitamine und Hormone haben sich als feinste Regulatoren des organischen Lebens erwiesen. Woher diese Zweckmäßigkeit? Die Naturwissenschaft s a g t e s u n s n i c h t. Bei aller relativen Geschlossenheit des materiellen Kausalzusammenhangs besteht doch auch, wie jede Maschine vom einfachsten Wasserrad ab beweist, ein Wirken des Geistigen. Es gibt eine Wechselwirkung zwischen Stoff und Geist. Wie ist so etwas denkbar? Die Wissenschaft bleibt uns die l e t z t e Antwort schuldig. Die „Schöpfungshypothese", wenn man sie nur richtig versteht, d. h. weder historisch noch deistisch verhärtet, braucht sich gerade heute durchaus nicht zu verstecken.

Für den Glauben handelt es sich aber um mehr als um eine

diskutable Hypothese, um letzten Anspruch und letztes Wagnis. Was der Glaube mit seiner Aussage über Gott den Schöpfer meint, ist im Grunde dies, daß Gott der Herr ist, der den Menschen ganz für sich fordert, auf den der Mensch es aber auch völlig wagen kann. Darum scheitert der Glaube auch nicht am Widerstand der Welt, wie sie ist. Es ist wahr, die Natur zeigt auch Zweckwidrigkeiten, die Geschichte auch Risse und Rückbildungen. Wir beobachten weithin geradezu eine Lebensvergeudung, die uns mit Entsetzen erfüllen kann. Der optimistische Evolutionismus eines Haeckel hat abgewirtschaftet. Die Kultur bekommt ihre bequeme Durchsichtigkeit niemals wieder. Aber eben an dem allen bewährt der Glaube seine Illusionslosigkeit. Er weiß: diese Welt ist nicht die Welt Gottes. Sie ist Kampfgebiet, ist gefallene Schöpfung, Schöpfung unter dem Gericht. Transzendente Hintergründe des Abfalls tun sich auf. Weil die Bibel uns das alles mit voller Nüchternheit zeigt, ist ihr Weltbild bei aller historischen Bedingtheit und Beschränktheit wahrer, wirklichkeitsnäher und kraftvoller als alle wortreichen und poesievollen Betrachtungen über die ewige Polarität des Daseins.

Es handelt sich eben hier doch nicht um die Entscheidung zwischen Wissen und Glauben, sondern um die Entscheidung für oder gegen die Wirklichkeit Gottes. Das Interesse aller Mystik, auch R.s, an einer letzten Einheit des Göttlichen und Menschlichen soll durchaus nicht unterschätzt werden. Die Mystik braucht nicht, wie es allerdings vielfach der Fall ist, in der Verneinung stecken zu bleiben. Auch Kraft zu beschwingter Tat kann eine lebenbejahende Mystik geben. Übrigens weiß auch die Bibel von einem Einswerden mit Gott und Christus, einem Einswerden mit dem göttlichen Geiste.[7] Aber hier liegt nun eben der Unterschied. Für die Bibel besteht die Einheit nur, sofern sie entsteht. Die Bibel redet zunächst von dem wesenhaften Abstand zwischen Schöpfer und Geschöpf, von der Störung, die überwunden werden muß. Sie bietet dem Menschen keine illusionistische Verlängerung und Verklärung seines Daseins, sondern sie beginnt mit dem Rufe: „Tut Buße!"[8] und „Laßt euch versöhnen mit Gott!"[9] R.s Gott erspart dem Menschen diese harte Wahrheit und diesen anstößigen Ruf. Die Bestätigung des Menschentums erfolgt, für den nordischen

Menschen zum mindesten, direkt, für die anderen wohl überhaupt nicht. Die Scheidelinie läuft hier weniger zwischen gut und böse, als zwischen arisch und nichtarisch.[10]

Das schließt nicht aus, daß manches treffliche, aufrüttelnde Wort fällt. Über das Ineinander von Gebundenheit und Freiheit werden gelegentlich sehr feine Betrachtungen angestellt.[11] R. meint bei dem, was er sagt, auch keineswegs den Deutschen von heute, so, wie er ist. Er will Ziele zeigen und Ideale aufweisen. Das alles sei rückhaltlos anerkannt. Allein indem von der rassischen Reinheit des Blutes alles Heil erwartet wird, kommt ein naturalistischer Zug in das Denken hinein. Man braucht nur die Namen Nietzsche und Darwin zu nennen, um jedem Kundigen die Augen darüber zu öffnen, daß unterirdische Verbindungen von R. wieder zu Haeckel hinüber führen. Das bloße Wort „Gott" entscheidet ja zuletzt gar nichts. Darunter kann auch die bloße Projektion des Menschen ins Transzendente verstanden werden. Die entscheidende Frage ist die, ob Gott Herr ist über den Menschen, oder ob der Mensch Herr ist über das Göttliche.[12] Wo mit solcher Vorliebe vom „Fünklein" oder vom Reich Gottes in uns[13] geredet wird, da entsteht mindestens der Schein, daß letzteres gemeint sei: der Mensch Herr über Gott! Es entsteht mindestens die Gefahr eiiner Vergötzung des rassischen Ichs.[14]

*

Es handelt sich hier nun nicht um Nebensachen oder blutleere Theorien, sondern um höchst entscheidende Fragen. Das sei an einigen Beispielen gezeigt. Mit vollem Recht erkennt R. in der Lüge den schlimmsten Feind der nordischen Rasse. „Wer sich ihr hemmungslos ergibt, geht innerlich zugrunde."[15] Man darf hinzufügen: er untergräbt die Grundlagen unserer Kultur. Lüge ist aber nicht nur da, wo ein Mensch bewußt die Unwahrheit sagt. Mindestens ebenso gefährlich ist jener Geist der Lüge, der in der Form des Illusionismus die Gedanken vernebelt. Da fängt der Mensch, mehr oder weniger unbewußt, an, von sich aus festzusetzen, was Wahrheit ist, anstatt sich der Wirklichkeit zu fügen. Da entscheidet er, was gut und was böse ist, und versieht seine Entscheidung mit dem Ausrufungszeichen des Ab-

soluten. Der Atheismus braucht nicht unbedingt gewissenlos zu sein. Aber der Gebrauch des Wortes „Gott“ garantiert umgekehrt noch nicht die „Gewissenhaftigkeit den Tatsachen gegenüber“, die doch auch R. will.[16] Welcher Gott bedeutet für den Illusionismus die stärkere Hemmung, für die Wahrheit die stärkere Sicherung, Gott „der Herr“ oder Gott „der Knecht“?

Gehen wir ins einzelne! Was R. über das Verhältnis der Geschlechter schreibt,[17] enthält im Gegensatz zu all der Auflösung, von der wir herkommen, starke Wahrheitsmomente. Die Kirche Luthers, soweit sie nüchtern blieb, hat stets gegenüber allem Schmutz, aber auch gegenüber aller falschen Geistigkeit das schöpfungsmäßige Recht der Ehe und die Führerstellung des Mannes (in ihr und außer ihr) vertreten. Auch R. will grundsätzlich die Einehe als organische Zelle des Volkstums beibehalten und schützen. Aber er empfiehlt gleichzeitig die hemmungslose Geschlechtsverbindung außer der Ehe, wenn sie nur der Vermehrung der Rasse dient.[18] Halten diese Vorschläge sich — die sittliche Frage wollen wir noch gar nicht einmal stellen — auch nur auf dem Boden der Tatsachen? Man beruft sich auf die alten Germanen. Aber man vergißt, daß wir unter völlig anderen Verhältnissen leben als sie. Es ist nicht einmal für ein Bauernvolk unbedingt richtig, daß die Vielweiberei die Zahl der erwachsenen Nachkommenschaft, auf die es ja schließlich ankommt, erhöht.[19] Aber immerhin, wo ein Volk in der Vollkraft der Jugend steht, wo beliebig große Wälder zur Rodung zur Verfügung stehen, wo man sich jederzeit mit dem Schwerte den Weg nach außen bahnen kann, da ist eine möglichst große Nachkommenschaft sozusagen automatisch erwünscht und deshalb leicht zu erreichen, mit oder ohne Vielweiberei. Heute ist die Nachkommenschaft für viele eine Last geworden, die sie scheuen. Man will Geschlechtsgenuß, aber möglichst kein Kind, möglichst nicht einmal die Bindung der Ehe. Man will den Genuß ohne die Verantwortung. Nicht das „Überhandnehmen der Einehe“ ist schuld an dem Geburtenrückgang, sondern die wachsende Einengung der Menschen und die wachsende Verantwortungsscheu! Wer den Geist der Verantwortungslosigkeit durch gesteigerte Verantwortungslosigkeit — Rechtfertigung der Eheschеu! — vertreiben will, der treibt

den Teufel durch Beelzebub aus. Wo R. gegen gewisse Auswüchse der Frauenemanzipation und des „Mutterschutzes" kämpft, sieht er vollkommen klar: „Die Zeche hätte doch nur die Frau zu zahlen, wenn sie schwanger zurückbleibt."[20] Warum zeigt er sich hinterher von diesem klaren Tatsachensinn verlassen? Der Mythus behält die Oberhand![21] Welcher Art würde die Auswirkung sein, wenn diese Gedanken Allgemeingut würden?

*

Von der Liebe im höheren Sinne redet R. sehr ausführlich und sehr — abfällig in dem Abschnitt „Liebe und Ehre."[22] Gegenüber der „syrischen" Liebe, die den Menschen zum Schwächling und Heuchler mache, sucht er die Ehre als den Höchstwert germanischen Wesens zu erweisen. Er wiederholt hier den landläufigen Fehler, daß man Karikatur mit Ideal vergleicht. Die Ehre ist sicher noch öfter zur Phrase geworden als die Liebe. Bekanntlich führt auch Dapontes Don Juan sie im Munde. Sie bleibt, recht verstanden und betätigt, doch Hochwert, zumal des Germanen. Die Liebe bleibt es aber auch, so oft das Wort mißbraucht sein mag. Ehre und Liebe sind keine Gegensätze. Sie sind aufeinander angewiesen. So gewiß Liebe ohne Ehre eine Dreckgeburt, ein Widerspruch in sich selbst wäre, so gewiß verfällt Ehre ohne Liebe der Erstarrung. Damit ist aber schon gesagt, daß die Liebe, im Sinne echten Christentums verstanden, der zuletzt entscheidende Wert ist. Ihre Ausschaltung zugunsten der „Ehre" bedeutet eine Verflachung des sittlichen Ideals.[23] Wer die Geschichte des Christentums nicht bloß von außen her im Pfaffenspiegel betrachtet, sondern in das Innere dringt, stößt auf Goldadern echter, starker und deshalb auch mit Ehre verträglicher und verbundener Liebe.[24] Schließlich entschlüpft ja auch R. einmal das Geständnis, daß das Christentum den edlen Willen zum Nächsten vertieft hat.[25] Aber nur um die Gerechtigkeit und Großzügigkeit des Verfassers zu unterstreichen und dann in den Wogen des Mythus spurlos zu versinken.

*

Wo man keinen objektiven, absoluten Maßstab über sich anerkennt, fehlen die Voraussetzungen des Verständnisses für das,

was das Christentum mit dem Wort „S ü n d e“ meint. Alles, was R. über diesen Gegenstand zu sagen hat, erschöpft sich im Grunde in dem einen Satz: „Das dauernde Sündengefühl ist eine Begleiterscheinung physischer Bastardierung.[26] Es gibt in der Tat ein krankhaftes Sündengefühl, freilich weniger bei dekadenten, als bei überfeinfühligen Naturen. Das Judentum aber trägt im ganzen vielmehr die kecke Selbstzufriedenheit des Pharisäers zur Schau. Und wenn R. in dem Rassenchaos des Börsenjobbertums „dauerndes Sündengefühl“ als vordringliche Eigenschaft entdeckt hat, so muß er über ungewöhnliche Erfahrungen verfügen. Dem Christentum geht es nicht um Gefühle, sondern um die klare Erkenntnis, die ein nicht rassisch verseuchter Deutscher, ein Arbeiter und Kämpfer ohnegleichen, Martin Luther, am Ende seines bewegten Lebens in die Worte zusammengefaßt hat: „Wir sind Bettler, das ist wahr.“ Und das Christentum möchte diese Erkenntnis nicht deshalb wecken, um den Menschen erbarmungslos aus einer Not in die andere zu stürzen, sondern um ihn bei voller Wahrhaftigkeit zu retten und über seine Not hinauszuheben.

Die Lehre von der Sünde und die Predigt von der G n a d e hängen aufs engste zusammen. Mit Recht hebt R. das heraus.[27] Wo man nichts von Sünde weiß und wissen will, da ist auch Verständnis für die Botschaft von der Gnade unmöglich. Da kann man diese Botschaft nicht einmal richtig reproduzieren, wie R.s Darstellung immer wieder beweist. Da wird man sich gern bei einem Mythus beruhigen, der dem Menschen „das sichere Vertrauen zu sich selbst und seinem als Schicksal empfundenen Willen“ geradlinig stärkt.[28] Wo man dagegen unter ernster sittlicher und religiöser Zucht in die Erkenntnis der Sünde hineingewachsen ist, da kann nur eine B o t s c h a f t, nein, eine T a t G o t t e s helfen. Plutarch hat einmal davor gewarnt, die Mythen geschichtlich allzu ernst zu nehmen. Sie seien nicht Geschichte, sondern in die Form der Erzählung gekleidete Gedanken.[29] Für moderne Mythen gilt das am Ende auch. Das Evangelium ist nicht Mythus, nicht Gedanke, sondern Geschichte, Botschaft, Wahrheit. Das Evangelium r i c h t e t den Menschen, um ihn desto völliger a u f zurichten.

Die Verkörperung des Evangeliums aber ist das K r e u z. Im

Kreuz Christi ist die natürliche Menschenart verworfen, abgetan und die Menschheit Gottes ursprünglich hergestellt. Das wollen unsere Kruzifixe in Herz und Gewissen prägen. R. will die Kruzifixe entfernen.[30] Seine künstlerischen Bedenken gegen die vor allem im Katholizismus übliche barocke Darstellung der Kreuzigungsqual könnten wir weithin teilen. Aber für Matthias Grünewald hat er ja sonst Verständnis. Und wer so stark gotisch empfindet, kann auch den Nördlinger, Wechselburger und Naumburger Christus als Kunstwerke kaum schlechthin ablehnen. Wer auf nordisches Empfinden Wert legt, sollte auch von dem Kruzifix der romanischen Kunst sich innerlich berührt fühlen. Die neueste christliche Kunst hat gerade diesen Typus wieder belebt. Welche Riesenkraft geht aus von dem Werk Hermann Langs in der Stuttgarter Markuskirche![31] Wenn die Darstellung sterbender Krieger künstlerisch erlaubt ist, warum sollte die Darstellung jenes einzigartigen Sterbens am Kreuz auf dem Hügel vor Jerusalem nicht erlaubt sein[32] — es sei denn darum, weil jede menschliche Kunst hinter diesem Gegenstand gar zu sehr zurückbleibt? In Wirklichkeit sind die Bedenken, wie R. ja auch sagt, nicht künstlerischer, sondern sachlicher Art. „Das Kruzifix ist das Gleichnis der Lehre vom geopferten Lamm, ein Bild, welches uns den Niederbruch aller Kräfte (soll heißen: die Höchstentfaltung aller Kräfte!) vors Gemüt führt und durch die fast immer grauenhafte Darstellung des Schmerzes innerlich gleichfalls niederdrückt, »demütig« macht, wie es die herrschsüchtigen Kirchen bezweckten."[33] Wir können demgegenüber nur noch einmal in aller Ruhe die völlige Verschiedenheit der Grundauffassung feststellen. Möge man, den Vandalismus vergangener Jahrhunderte erneuernd, die Kruzifixe zerschlagen! Möge man sie, um den Schein zu wahren, in Museen einsperren! Aus den Herzen wird man den Gekreuzigten nicht reißen können. Unter den zwei Millionen deutscher Helden, die im Weltkrieg für Deutschland starben, waren die nicht die schlechtesten, denen der Blick auf das Kreuz Kraft zum Kämpfen und Sterben gegeben hat! Und ihrer waren nicht wenige.

Das Kreuz ist Geschichte und steht in geschichtlichen Zusammenhängen. Das bedeutet, daß das Stoffliche hier lediglich als Träger eines Geistigen, so aber auch wirklich in Betracht kommt. Die

Auferstehung Jesu kommt also für das Evangelium nicht als mirakulöses Naturphänomen, sondern als geschichtliche Tatsache in Betracht. Taufe und Abendmahl aber sind nicht Zauberhandlungen, sondern die gottgeordnete Zudienung der göttlichen Geschichte an den einzelnen, die Selbstdarbietung Gottes zur Gemeinschaft in der für uns konkretesten Gestalt. Inwieweit die Charakteristiik „materialistisches Auferstehungsdogma"[34] und „stoffanbetende Abendmahlslehre"[35] für weitere Partien der Kirchengeschichte, für den Katholizismus der Gegenwart zutreffen mag, soll hier nicht untersucht werden. Paulus jedenfalls hat diesen Materialismus in jeder Form bekämpft.[36] Auch für Luther liegt — so sehr es bei der Massivität seiner Aussagen anders scheinen kann — der Sinn des Sakraments nicht in irgendwelcher Stoffanbetung.[37] Und die evangelische Theologie der Gegenwart ringt gerade an diesem Punkt um ein neues Verständnis, läßt sich aber ebendeshalb von der grobschlächtigen Manier des „Mythus" nicht weiter imponieren.

Die Frage, um die es geht, ist nicht die, ob der Mensch zerbrochen, versklavt, vergiftet oder geheilt, befreit, entgiftet werden soll. Heilung, Befreiung, Reinigung verspricht und gibt auch, ja gerade, das Evangelium. Die Frage ist vielmehr die, ob das Heil in der geradlinigen Verlängerung der Natur ins Transzendente vom Menschen aus liegt oder in der Neusetzung des Menschenwesens von Gott aus, anders ausgedrückt: ob der Mensch sich das Recht seines Daseins selbst bestätigen oder es sich von Gott bestätigen lassen will, noch einfacher: ob die tatsächlich vorliegende Gesetztheit des Menschenwesens wahrheitswidrig geleugnet oder wahrheitsgemäß gesehen und anerkannt wird. Diese Entscheidung ist eine ganz persönliche. Sie wird aber auch zur Schicksalsfrage für die Völker. Schon der Grieche hat, wenn auch von seinen heidnischen Voraussetzungen aus, in der Hybris, der Überhebung, den Keim alles Verderbens gesehen und in der Tragödie Reinigung von ihr gesucht.

Wir werden nicht ärmer dadurch, daß wir Gott geben, was Gottes ist. Im Gegenteil! Was wir Gott geben, das empfangen wir gereinigt von ihm zurück. Oder richtiger: indem wir alles von ihm empfangen, besitzen wir es erst wirklich. Von da aus

erhalten auch alle die Güter, für die R. kämpft, mit vollem Recht kämpft, ihre Bestätigung, ihre letzte Sicherung und ihre Weihe: Mannesehre und Heldentum, Reinheit der Frau und des Muttertums, Vaterland und Volkstum, Boden, Blut und Rasse. Wenn im Obigen der Schein entstanden sein sollte, als sollten diese Grundlagen unseres Daseins, diese Wurzeln unserer Kraft gering geschätzt oder verkleinert werden, so war das eben nur Schein, entstanden durch die gebotene Kritik. In dem Augenblick, wo die rote oder goldene Internationale, die Judaisierung und Verniggerung, die Technisierung, Mechanisierung und Materialisierung des europäischen Lebens in den Gesichtskreis treten, wird deutlich, wie vieles uns doch auch mit R. verbindet. Wir sind aber der Meinung, daß die Gesundung unseres Volkes gerade durch das Evangelium sichergestellt wird und nicht durch den Mythus. Das bedeutet nicht Ablehnung des Rassegedankens. Gerade wir sind bereit, ihn ganz ernst zu nehmen, so ernst wie jener „weißmähnige" Pfarrer, dem R. im Vorwort des „Mythus" ein Ehrendenkmal gesetzt hat,[38] weil er sagte, es sei offenbar, daß Gott (!) mit der neuen Rassenkunde unserer Zeit ein großes Problem zur Lösung auferlegt habe, dem wir uns alle mit heiligem Ernst (!) zu widmen hätten!

Wir stellen uns im Ernst des Gewissens hinter das neue Deutschland und hinter seinen Führer. Das dürfte mehr zu bedeuten haben als billige Lorbeeren von seiten solcher, die gefügig und charakterlos jedem Druck von rechts oder links nachgeben. Wir jauchzen der einigen Jugendkraft deutschen Volkstums zu. Man hüte sich aber, das Gewissen als eine quantité négligeable zu behandeln. „Die Freiheit und das Himmelreich gewinnen keine Halben!"

Anmerkungen.

BA = Bilderatlas zur Religionsgeschichte. Hrsg. von H. Haas 1924 ff.

Ditt. Syll. = W. Dittenberger, Sylloge Inscriptionum Graecarum [3] 1915 ff.

Pauly-W. = A. Pauly, Realencyclopädie der klassischen Altertumswissenschaften, neue Bearbeitung, begonnen von G. Wissowa, hrsg. von W. Kroll und K. Mittelhaus.

RGG = Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft. 2. Aufl. Hrsg. von H. Gunkel und L. Zscharnack, 1927 ff.

Str.-B. = H. L. Strack und P. Billerbeck, Kommentar zum Neuen Testament aus Talmud und Midrasch, 1922 ff.

Seitenzahlen ohne nähere Angabe, soweit sie nicht auf Stellen der vorliegenden Schrift verweisen, beziehen sich auf: Alfred Rosenberg, Der Mythus des 20. Jahrhunderts. Eine Wertung der seelisch-geistigen Gestaltenkämpfe unserer Zeit. 35.—36. Aufl. 1934.

1. Umbruch!

[1] F. Th. Hart, Alfred Rosenberg, Der Mann und sein Werk, 1933.

[2] Der „Mythus“ (35.—36. Aufl., 1934) S. 403 f. verbindet mit der Kritik an Spenglers Werk relative Anerkennung: groß und gut.

[3] Die Welträtsel, Volksausg. 121.—130. Taus., S. 136.

[4] Mein Kampf, 135.—144. Taus., S. 282 ff.

[5] Vgl. das ganze zweite Buch: Das Wesen der germanischen Kunst, S. 277 ff.

[6] S. 332.

[7] So a. a. O. S. 95 f.

[8] Mein Kampf S. 127. Vgl. auch S. 125 f., 292 ff.

[9] Ebenda S. 777.

[10] Israel in der Wüste. Sämtliche Werke V. S. 176.

[11] Mythus S. 636 verkürzt.

[12] Ebenda S. 111. Gegen die „Zwangsglaubensätze“ der christlichen Kirchen zieht R. häufig vom Leder (z. B. S. 602).

[13] S. 2 f. Im Vorwort seiner Schrift „An die Dunkelmänner unserer Zeit“ 1935 hat sich R. erneut zu diesen Grundsätzen bekannt.

2. Die neue Weltgeschichte.

1 S. 21.

2 S. 23.

3 S. 22.

4 S. 104, 510 u. ö.

5 S. 111, 528 ff. u. ö.

6 Was Gerhard Uhlhorn, Kämpfe und Siege des Christentums in der german. Welt, 1898, S. 63 schrieb, gilt entsprechend auch für die Rassenmischung: „Es scheint ein allgemein gültiges Gesetz zu sein, daß da, wo zwei Völker . . . sich untereinander vermischen, beide zunächst die schlechten Eigenschaften von einander annehmen.“

7 S. 660.

8 Rassenkunde des deutsch. Volkes [14] 1930.

9 A. a. O. [9] 1926, S. 124.

10 Kleine Rassenkunde des deutschen Volkes [2] 1930, S. 68. Vgl. H. Preuß, Martin Luther der Deutsche, 1934, S. 17.

11 Geist und Reich, 1933, S. 12. „Der Sprung über die Sprache hinweg zur Rasse ist für Deutsche gerade der Sprung ins Leere, Blutlose, in die reine Abstraktion.“ Das Buch gibt, ohne den Rassegedanken rundweg abzulehnen, vielleicht die eindringendste Kritik des Rassenmythos, die wir heute besitzen.

12 S. 27 [1], 135 [1], 679 [1].

13 Vom Fünfstromland bis nach Hellas und Rom können wir die in unseren Tagen wieder auflebende Sitte verfolgen, sich blond zu färben. Einem Ägypter, Assyrer oder Babylonier wäre so etwas niemals eingefallen. (W. Sieglin, Die blonden Haare der indogermanischen Völker des Altertums. Eine Sammlung der antiken Zeugnisse als Beitrag zur Indogermanenfrage, 1935, S. 28.) Zum Bleichen der Haare benutzten die Alten Kalkwasser oder eine aus Talg und Holzasche bestehende Seife. Daß „blonde“ Haare am Scheitel dunkel nachwuchsen, hat man schon im alten Athen beobachten können.

14 S. 26.

15 Das keilschriftlich bezeugte Amurru bezeichnet die Bewohner des „Westlands“ am „Westmeer“. Im 3. Jahrtausend heißen Amoriter die akkadisch sprechenden Söldnerscharen des Amoritergebirges n. ö. von Südbabylonien. In der Amarnazeit bildet sich im Libanongebiet ein amoritischer Territorialstaat mit semitischer, hettitisch durchsetzter Bevölkerung. RGG. [2] I, Sp. 305.

16 S. 26 f.

17 Auf den Zeugnissen der antiken Schriftsteller vor allem beruht die Darstellung von W. Sieglin a. a. O. Zwei weitere grundlegende Werke, die R. noch nicht benutzen konnte, hat uns die jüngste Zeit geschenkt: E. Frh. von Eickstedt, Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit,

1933, und C. U. A. Kappers, An Introduction to the Anthropology of the near East in ancient and recent Times, Amsterdam 1934.

18 W. Wreszinski, Atlas z. altägypt. Kulturgesch. 1923, Taf. 23, 236 u. ö.

19 Ebenda Taf. 372.

20 S. 86 [1].

21 S. 28.

22 Gesch. des Altertums II [2] 1, 1928, S. 38 ff.

23 A. a. O. S. 7 ff.

24 Es mag in diesem Zusammenhange an den erfrischenden Sarkasmus Adolf Hitlers gegenüber der Germanenromantik deutschvölkischer Wanderscholaren mit Blechschwertern und präparierten Bärenfellen erinnert werden. Mein Kampf S. 395 f. Ebenda S. 397: „Besonders bei den sogenannten religiösen Reformatoren auf altgermanischer Grundlage habe ich immer die Empfindung, als seien sie von jenen Mächten geschickt, die den Wiederaufstieg unseres Volkes nicht wünschen."

25 F. Stähelin, Gesch. d. kleinasiat. Galater [2] 1907; Pauly-W. VII 519—559.

26 Über die pergam. Kunst A. von Salis, Der Altar von Pergamon, 1912; Kunstgesch. in Bildern I. Das Altertum, hrsg. von F. Winter, o. J., S. 348 f., 350 f.; P. R. von Bienkowski, Die Darstellungen d. Gallier i. d. hellenist. Kunst, 1908; ders., Les Celtes dans les arts mineurs Gréco-Romains, Krakau 1928.

27 Über die aus „hamitischer Kraft" und „semitischer Intelligenz" hervorgegangene altägyptische Kultur anerkennende Worte bei Günther, Rassenkunde d. jüd. Volkes [2], S. 94.

28 Günther a. a. O. S. 50 ff.

29 So bei den Etruskern, vgl. S. 16 f.

30 Einführung mit Abbildungen BA Lfrg. 7 von G. Karo, 1925.

31 S. 34.

32 Vgl. unten S. 16 f.

33 Vgl. vor allem die schöne Schilderung S. 354 ff.

34 S. 186. Das heute beliebte Beiwort braucht R. nicht. Er urteilt vielmehr über die Bedeutung Karls des Großen besonnen. An die Dunkelmänner. S. 85 f.

35 S. 366 f.

36 Vgl. über sie A. S. Frischauer, Altspan. Kirchenbau, 1930, S. 18 ff. mit Abbildungen; J. Leipoldt, Gegenwartsfragen in der neutestamentlichen Wissenschaft, 1935, S. 124 f.

37 So M. Dieulafoy, Gesch. d. Kunst in Spanien u. Portugal, 1913, nach Frischauer S. 85.

38 Die älteste Kunst, insbes. die Baukunst der Germanen, 1923, S. 48.

39 Besonders S. 60 ff. Zur Orientierung Pauly-W VI, Sp. 730 ff., 770 ff. (Körte, Skutsch); RGG [2] II, Sp. 395 ff. Über den heutigen Stand

der etruskischen Frage s. die Übersicht bei B. Nogara, Gli Etruschi e la loro civiltà, Mailand 1933.

[40] Alt-Kutscha. Archäolog. und religionsgesch. Forschungen an Tempera-Gemälden aus buddhist. Höhlen der ersten acht Jahrhunderte nach Christi Geburt, 1920.

[41] Die Geheimsprache der Disciplina Etrusca. Sitzungsb. d. Bayr. Akad. d. Wissenschaften, phil. hist. Kl. 1923, S. 24 f.

[42] Orient. Literaturztg. 1924, Sp. 180.

[43] G. Karo, Religion des ägäischen Kreises. BA Lfrg. 7, 1925.

[44] Vgl. vor allem den „blonden Frauenkopf" bei F. Weege, Etruskische Malerei, 1921, Tf. 52, ferner den Titelkopf und Tf. 12, 13, 18, 20, 34, 35, 56—58, 67 u. s. w., 53 anscheinend mit vorderasiatischem Einschlag.

[45] Ebenda S. 42 ff., Tf. 60. Verwandte Typen begegnen unter den Plagegeistern des Isenheimer Altars und den Skulpturen der Notre Dame in Paris. Vgl. die Abbildung 38 bei Günther, Rassenkunde des jüdischen Volkes. S. 36.

[46] S. 35 u. ö.

[47] Wenn hinter ihnen ägyptischer Einfluß zu vermuten wäre, wie J. Leipoldt nach mündlicher Auskunft für möglich hält, so würde dies nur beweisen, daß man das Germanentum nicht isolieren darf. Vgl. auch R. F. Schröder, Altgerm. Kulturprobleme, 1929.

[48] Viel Bildmaterial BA Lfrg. 1, E. Mogk, Germ. Religion, 1924, z. B. Abb. 10, 20, 26—31, 33.

[49] S. 492, vgl. S. 28 ff., 488.

[50] Leicht zugänglich in der Sammlung von R. Wünsch, Antike Fluchtafeln (Lietzmanns Kleine Texte Nr. 20, 1907, [2] 1912.

[51] A. Deißmann, Licht vom Ostern [4], 1923, S. 259.

[52] Studien S. 12 f. (Mon. Germ. Leg. ed. Pertz IV. p. 87, II, I, 1, p. 68). Vgl. den Artikel „Hexen" im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens III (1930), Sp. 1827 ff. Daß die Kirche an den späteren Formen des Hexenglaubens mitschuldig geworden ist, bestreitet niemand.

[53] Eusthat. Comm. in. Il. p. 1166, 25 ed. Rom.

[54] S. 34.

[55] E. Bethe, Rhein. Museum 62 (1907), S. 438 ff.; W. Kroll, Freundschaft u. Knabenliebe, 1924.

[56] So S. 66.

[57] Bei Mogk a. a. O. Abb. 32.

[58] W. Baetke, Art u. Glaube der Germanen, 1934, S. 30 f. Gut zur schnellen Orientierung!

[59] XXXIX 9, 1.

[60] XXXIX 8, 3.

[61] R. stellt den „vorderasiatischen" Dionysos und den „nordischen" Apoll, den Vernichter des unnordischen Zauberwesens, in Gegensatz. S. 42 ff.

[62] Die ältere Anschauung, daß der Dionysoskult frühestens im 8. Jahr-

hundert nach Griechenland gekommen sei, vertreten z. B. U. von Wilamowitz-Moellendorff, Der Glaube der Hellenen II, 1932, S. 60 ff.; J. Leipoldt, Dionysos, 1931, S. 1. Für Dionysos als altionischen Gott W. F. Otto, Dionysos, 1933, S. 51 ff.

[63] S. 119. Vgl. meine Schrift Geschichtl. und übergeschichtl. Schriftauslegung, 1931, S. 11 ff., jedoch auch S. 17.

[64] S. 284 ff.

[65] Heute im Louvre. Abbildung bei H. Luckenbach, Kunst u. Gesch. Große Ausg. I[9], 1913, Fig. 212.

[66] S. 128.

[67] S. 605, 49[1].

[68] S. 263.

[69] S. 266.

[70] S. 247.

[71] S. 581 f.

[72] S. 266.

[73] S. 120.

[74] S. 454 f.

[75] Günther, Rassenkunde d. jüd. Volkes S. 47 rechnet bei den Sumerern mit nordischem Einschlag, urteilt aber im ganzen: sicherlich unnordisch. Die Bildnisse lassen Vorderasiatisches erkennen. Die Assyrer und Babylonier waren zweifellos Semiten, wohl vorwiegend orientalischer Prägung. (Günther a. a. O. 64 ff.)

[76] Vgl. Str.-B. III 98 ff., 383, IV 35. 378 ff. 880 ff.; auch Sifre 22 b.

[77] Dagegen verwahrt sich R. ausdrücklich. S. 576 f.

[78] S. 152.

[79] S. 116.

3. Syrien in Deutschland.

[1] S. 219.

[2] S. 128. Daß der jüdische Jenseitsglaube oft ausschweifende Formen angenommen hat, wird von niemand bestritten. Aber Züge wie die, daß die Völker immer wieder geboren werden, um zur Freude des Juden in die Hölle zu fahren — also eine Art Seelenwanderung? — oder daß man im anderen Äon seine Schulden mit einer aus dem Gehege gebrochenen Perle bezahlt (S. 363) werden wir für stilwidrig eingetragen halten, bis R. uns die Quellenbelege beibringt.

[3] S. 614.

[4] S. 364.

[5] Daß Salomos Unterhändler gegen Bezahlung in Ägypten Rosse für den König kaufen, ist ja wohl unverfänglich. Einen schmutzigen Handel mit Passahlämmern, bei dem aber die Betrogenen Juden sind, erwähnt Josephus Ant. 14, 25 ff. Im N. T. wird Viehhandel z. B. Luk. 14, 19 erwähnt, in unschöner Verbindung mit dem Opferwesen Matth. 21, 12 u. Par.

[6] Das von S. M. Laser und H. Torczyner, deutsch-hebr. Wörterbuch, 1927, S. 720 angegebene šuttaph zonot „Hurengenosse" scheint mir eine neuhebräische Bildung zu sein, jedenfalls in der hier angenommenen Bedeutung.

[7] 1. Mose 20, 1 ff.; 26, 7 ff. Deutlich Dublette!

[8] Gegenüber der Umdeutung der bekannten Josephsgeschichte in eine Ehebruchsaffäre, bei der Joseph der Schuldige ist, wäre jedes Wort der Widerlegung Verschwendung.

[9] Selbst das Hohelied hält sich von der Schlüpfrigkeit eines Martial oder Properz, die Goethe sich in seinen Römischen Elegien und Venetianischen Epigrammen zum Vorbild genommen hat, fern.

[10] 1. Mose 25, 31; 30, 29 ff.

[11] 1. Mose 27, 43; 32, 4 ff.

[12] Am. 8, 4 ff.

[13] Vgl. Am. 2, 1 ff.; 6, 8 ff.; Jes. 5, 8 ff.; Mich. 3; Jer. 34, 15 ff. u. ö.

[14] Neh. 5. Von Gott Lohn zu erbitten (V. 19) ist, recht verstanden, nicht unehrenhafter als diesen von der Geschichte zu erwarten.

[15] Das von R. verunstaltete Wort heißt Schulchan-Aruch, d. h. „Gedeckter Tisch", eine einflußreiche Gesetzsammlung und -auslegung des Josef Karo (+ 1575). Vgl. RGG III, Sp. 637; F. Heman-O. v. Harling, Gesch. d. jüd. Volkes [2], 1927, S. 264 f.

[16] S. 411.

[17] S. 138 zunächst von den Vätergeschichten. Immerhin steht auch in ihnen die (vermutlich junge) Erzählung 1. Mose 14, 1 ff. Man lese ferner das Richterbuch, die Samuelis- und Makkabäerbücher, aber auch Jer. 1, 18 f.; 37—39.

[18] Günther, Rassenkunde d. jüd. Volkes S. 23.

[19] Ebenda S. 69.

[20] Ebenda S. 90. Gute Abbildungen bei C. R. Raswan, Im Land der schwarzen Zelte, 1934, S. 24, 48, 72 ff. Vgl. den vorderasiatisch beeinflußten Typ S. 112 und den negriden des Sklavenführers S. 40.

[21] 1. Kön. 18.

[22] 2. Mose 22, 17; 5. Mose 18, 10 f.

[23] 2. Mose 22, 18; 3. Mose 18, 22 f.; 5. Mose 27, 21.

[24] 3. Mose 18, 21.

[25] Jes. 1, 10 ff.; Jer. 7, 1 ff.; Ps. 50; 51, 18 f. u. ö.

[26] 1. Kön. 19, 11 ff.

[27] Ps. 73, 23 ff.

[28] Jes. 53.

[29] Eine treffliche, wissenschaftlich begründete und allgemeinverständliche Einführung in die Fragen der alttestamentlichen Religionsgeschichte bieten A. Alt, J. Begrich, G. von Rad, Führung zum Christentum durch das

A. T., 1934. Über geschichtliches und theologisches Schriftverständnis, vgl. meine oben (Anm. 63) angeführte Schrift.

[30] Von ihm selbst unterstrichen. S. 5.

[31] S. 76.

[32] Matth. 5, 20 ff.; 6, 1 ff.; 15, 1 ff.; Luk. 18, 9 ff. u. ö.

[33] Matth. 6, 19 ff.; 19, 21 u. ö.

[34] Matth. 4, 8 ff.; 22, 21 u. ö.

[35] Matth. 4, 4 ff.; 12, 38 ff.

[36] Vgl. oben S. 26 f.

[37] Matth. 6, 7. 32; 10, 5 f.; 15, 21 ff.

[38] Matth. 8, 11; Luk. 14, 23.

[39] Zu ähnlichen Ergebnissen, nur mit etwas stärkerer Heraushebung des Hellenismus, kommt in sorgfältig abwägender Untersuchung J. Leipoldt, Gegenwartsfragen in der neutestamentlichen Wissenschaft, 1935, S. 17 ff.

[40] S. 76.

[41] Die Begründung habe ich Theol. Lit. Blatt LV, 1934, Sp. 133 f. gegeben.

[42] Welträtsel S. 132.

[43] Vgl. etwa A. Jeremias, Die Bedeutung des Mythus für die Dogmatik, in Festschrift Ihmels 1928, S. 236 ff. Die Entdeckung einer nordischen Christusidee durch Hermann Wirth enthält, mag sie richtig sein oder nicht, für den Theologen nichts Aufregendes.

[44] S. 74.

[45] A. Schweitzer, Gesch. der Leben Jesu-Forschung, 1926, S. 452 f.

[46] S. 604.

[47] R. Bultmann, Die Gesch. der synoptischen Tradition, 1921, S. 63: „Wenn irgendwo, so muß hier das Charakteristische der Verkündigung Jesu zu finden sein."

[48] S. 74 ff., 480, 605 ff.

[49] S. 605.

[50] „Für die wirklich geschichtliche Betrachtungsweise führt die Lehre Pauli nicht von der Jesu ab, sondern enthält sie in sich. Kommt unser Glaube über sich selber zur Klarheit, oder bezieht er sie auf den wahren Jesus und den wahren Paulus, so gehören die beiden auch für ihn zusammen." A. Schweitzer, Die Mystik des Apostels Paulus, 1930, S. 383. Von einer ganz neuen Seite her hat die Frage angefaßt H. Windisch, Paulus und Christus, 1934.

[51] S. 75 Vgl. H. Windisch, Paulus und das Judentum, 1935.

[52] Näher von mir begründet Allg. Ev.-Luth. Kirchenzeitung 67, 1934, Sp. 962 f., 988 f. Vgl. ferner Leipoldt a. a. O. S. 64 ff.

[53] S. 77.

[54] S. 606.

[55] S. 74 f., 480.

[56] S. 606.

[57] S. 606.

[58] S. 75.

[59] Apg. 28, 17 ff.

[60] Apg. 13, 14. 46 ff.; 14, 1 ff.; 17, 1 ff. 10. 17; 18, 4; 19, 8 ff.

[61] Apg. 13, 50; 14, 2 ff. 19 f.; 17, 5 ff.; 18, 6 f. 12 ff.; 19, 9; 2. Kor. 11, 23 ff.; 1. Theff. 2, 15 f.

[62] Röm. 13, 1 ff.

[63] Ditt. Syll. 1109, 72 ff.

[64] S. 74.

[65] 1. Theff. 2, 1 ff. 9 ff.; 1. Kor. 4, 9 ff.; 15, 32; 2. Kor. 6, 4 ff.; 11, 23 ff. Röm. 8, 35 f.

[66] 1. Clem. 5.

[67] S. 605. Vgl. zum ersten außer unzähligen anderen Stellen S. 9 ff., zum anderen S. 13. 14.

4. Köln gegen Rom und Wittenberg.

[1] S. 67.

[2] S. 170. Tertullian war der Sohn eines im Dienst des Prokonsuls stehenden Centurio mit römischem Namen.

[3] S. 236 f. Augustin hatte wohl einen römischen Vater, aber eine punische Mutter. Deren Name Monnica ist punisch und bedeutet „Halskettchen“.

[4] S. 395 f.

[5] Obwohl man nach S. 567 in Versuchung kommen könnte, ein derartiges Verfahren für ungermanisch zu halten.

[6] S. 396.

[7] S. 193.

[8] Diesen Anteil verspricht das im Erscheinen begriffene Werk von J. Haller, Das Papsttum, I 1934, besonders herauszuarbeiten.

[9] S. 87 ff.

[10] Wer das Heldentum auf dem Scheiterhaufen für eine spezifisch nordische Eigenschaft hält, sollte einmal eine Geschichte wie die vom Martyrium des Rabbi Chanina ben Teradjon (b Aboda zara 18 a) oder des Rabbi Akiba (b Berachot 61 b) auf sich wirken lassen. Der erstere, durch wassergetränkte Lappen künstlich bei Besinnung erhalten, freute sich, daß er mit der Torarolle zusammen verbrannt wurde. Als man dem anderen mit eisernen Kämmen das Fleisch vom Leibe riß, freute er sich, nun mit der Liebe zu Gott ganzen Ernst machen zu können. Diese Männer waren Juden, ihre Peiniger waren vielleicht Arier.

[11] S. 12.

[12] Trotz der Einschränkung der Gleichung Reformation = nordisches Wesen S. 111.

[13] Vgl. H. Preuß, Martin Luther der Deutsche, 1934.

[14] S. 13.

[15] S. 129.

[16] S. 129: Luthers stoffanbetende Abendmahlslehre. S. 243 [1]: „In dem materialistischen Auferstehungsdogma zeigt sich die hoffnungslose Verjudung der Kirchen."

[17] S. 218.

[18] Deutsche Mystiker des vierzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von F. Pfeiffer II. Meister Eckehart, 4. unveränderte Aufl. 1924, S. 179, 15 ff.

[19] S. 257 f.

[20] S. 235 (ähnlich S. 258). Das Zitat lautet genau (Pfeiffer a. a. O. S. 492, 34 ff): „Halt dich abgescheidenlich von allen Menschen, halt dich lûterlich von allen ûngezogenen bilden, frîe dich von allem dem, daz zuoval, anhaftunge unde kumber bringen mac unde richte dîn gemuete alle zît ûf ein tugendlîchez schouwen." Schon die starke Veränderung des Wortlautes bei R. ist auffallend. Im Folgenden kommt Meister Eckehart auf „vasten, wachen, beten" zu sprechen. (Z. 39.) Ist R. bereit, diese Mittel zu akzeptieren? Kann man durch sie die Rasse ändern? In gewissem Sinne schon! Aber R. hat für alles, was Askese heißt, nur Sarkasmus.

[21] Vgl. etwa Corp. Herm. IV 5: „Laßt uns dem Einen und Einzigen zustreben!" Näheres bei J. Kroll, Die Lehren des Hermes Trismagistos, 1914, S. 338 ff.

[22] Theologia Deutsch, herausgegeben von G. Siedel, 1929, S. 150, 7 ff.

[23] Ebenda S. 157, 12 ff. Beide Stellen auch in der nicht ganz tendenzfreien Auswahl von H. Büttner. Das Büchlein vom vollkommenen Leben, 1920, S. 28 bzw. 37.

[24] Zum Weiterstudium mögen noch folgende allgemeinverständliche Schriften empfohlen werden: H. Dörries, Germanische Religion und Bekehrung der Sachsen 2, 1935; H. Rückert, Die Christianisierung der Germanen 2, 1934; K. D. Schmidt, Widukind, 1935; ders., Die Gehorsamsidee des Ignatius von Loyola, 1934.

[25] Kirchlicher Anzeiger für die Erzdiözese Köln, Dezember 1934. Amtliche Beilage. Studien zum Mythus des XX. Jahrhunderts.

[26] S. 74. Vgl. Studien. S. 16.

[27] S. 681.

[28] S. 524 [1].

[29] S. 185.

[30] S. 184.

[31] Einzelnachweis Studien, S. 24 f.

[32] Der „Pfaffenspiegel" erschien zuerst 1845, später als Bd. 1 der Freidenkerbücher. Es sollen 1 250 000 Exemplare gedruckt worden sein. Die

Eusebiusgeschichte von der „Felddienstausrüstung“ für den Kampf um Gottes Gnade zu zweieinhalb Zentnern findet sich auch in der Ketzerbibel, einem Propaganda-Handbuch der sozialistischen Freidenker [5], 1929.

[33] Die wirklich vorhandenen Auswüchse unevangelischer Askese sollen selbstverständlich nicht verteidigt werden.

5. Mythus und Evangelium.

[1] S. 597 f.

[2] Vgl. das ganze Kapitel „Mystik und Tat“, S. 217 ff., dazu oben S. 38 ff.

[3] Grimmige Schilderungen vom Vorgehen der römischen Kirche gegen Galilei u. a. sind bei R. häufig, z. B. S. 173. Vgl. dazu Studien, S. 37 ff. Das Luthertum hat niemals freie Forschung mit Scheiterhaufen bekämpft. Die Schilderung, welche R. vom heutigen Unterricht entwirft (S. 625), dürfte für keine evangelische Schule zutreffen.

[4] Kap. 4. E. Kautzsch, Pseudepigraphen, S. 450.

[5] Es sei an die Forschungen von Gustav Mie und Werner Heisenberg erinnert. Zum Ganzen auch A. Titius, Natur und Gott, [2] 1931.

[6] Trotz S. 127. Statisch ist die griechische Weltauffassung viel eher als die semitische, der R. diesen Vorwurf macht. Das Semitentum im ganzen ist volumtaristisch-dynamisch eingestellt, im Guten, wie im Schlimmen. Die biblische Frömmigkeit speziell ist geschichtlich orientiert. Vgl. etwa J. Behm, Johannesapokalypse und Geschichtsphilosophie. Ztschr. f. syst. Theol. 1924, S. 323 ff.

[7] Röm. 8, 16. 31; 1. Kor. 2, 10 ff.; 3, 16; 6, 19 u. ö.

[8] Matth. 3, 2; Mark. 1, 15.

[9] 2. Kor. 5, 20.

[10] S. 526: Die Nation ist das Erste und Letzte, „dem sich alles andere zu unterwerfen hat“. Auch Gut und Böse, Wahrheit und Lüge?

[11] „Jesus meinte, eine Distel könne keine Feigen tragen, also auch kein böser Mensch gute Werke tun. Trotzdem forderte er innere Umkehr. Luther schrieb ein Buch über die Unfreiheit des Willens und eins von der Freiheit des Christenmenschen ...“ S. 393.

[12] Unverblümt E. Bergmann, Die 25 Thesen der Deutschreligion, 1934, 18. These, S. 60: „Der Deutschreligiöse ist nicht Knecht Gottes, sondern Herr des Göttlichen in ihm.“

[13] S. 247 nach landläufiger, aber bedenklicher Auslegung von Luk. 17, 21.

[14] Vgl. S. 531, 514. S. 114: Das nordische Blut stellt jenes Mysterium dar, das die alten Sakramente ersetzt und überwunden hat.

[15] S. 686.

[16] S. 628, freilich unbetont.

[17] S. 482 ff.

[18] S. 592 ff.

[19] Vgl. die erschütternden Mitteilungen über die Wapare in Ostafrika bei J. Dannholz, Im Banne des Geisterglaubens, 1916, S. 62 ff.

[20] S. 505.

[21] Mit vollem Recht hat der sächsische Gaubeauftragte des rassenpolitischen Amtes der NSDAP, Dr. Vellguth, Dresden, darauf hingewiesen, daß man, „mit der erdrückenden Mehrheit der unehelichen Kinder von heute keine verseuchte Rasse veredeln kann". Eine Frau, Alice Rilke, hat in der nationalsozialistischen „Leipziger Tageszeitung" (Beilage „Der deutschen Frau" vom 5. 8. 34 „Ein offenes Wort für die uneheliche Mutter") treffende Worte hinzugefügt: „Die Propagierung der Unehelichkeit als System ist ein Verbrechen an den Frauen überhaupt. Mit solchen Auffassungen wird die ledige Frau zum Freiwild gemacht ... Die Lockerung sittlicher Begriffe ist am Ende der Untergang eines Volkes, am Anfang die Verelendung seiner Frauen." Die bürgerliche Ächtung der unehelichen Mutter, geschweige denn des unehelichen Kindes, ist freilich ein recht grobes und meist ungeeignetes Zuchtmittel.

[22] S. 145 ff.

[23] Sehr merkwürdig berührt es, daß R. Armenhilfe und Erwerbslosenfürsorge in der ausgehenden Antike nur unter dem Gesichtswinkel „bereits christlich geschwächt" zu sehen vermag (S. 57). Sonst pflegt man zu Ehren des Nationalsozialismus zu sagen, daß er erst durch seine großartige Hilfeleistung das Christentum in die Tat umgesetzt habe. Beide Urteile sind einseitig zugespitzt. R. berührt sich hier mit K. Kautsky, Der Ursprung des Christentums [10], 1920, S. 143 ff.

[24] Vgl. G. Uhlhorn, Die christliche Liebestätigkeit, 3 Bde., 1882—1890, [2] 1896. Heute wieder besonders lesenswert! Dasselbe gilt von der weitverzweigten Missionsliteratur, auf die hier nur im Vorübergehen hingewiesen werden kann. R.s Urteil über die Heidenmission (S. 268) ist mehr summarisch als richtig und neu. Reizend ist die Zusammenstellung „Missionare wie Opiumhändler und dunkle Abenteurer" (S. 653). Sven Hedin urteilte: „Je besser ich die Missionare kennen lernte, um so mehr bewundere ich ihre stille, beharrliche und oft so undankbare Arbeit." Die Fortsetzung dieses Zitats wollen wir lieber nicht verraten. Sie ist nicht gerade schmeichelhaft.

[25] S. 537.

[26] S. 71.

[27] S. 71.

[28] S. 237 bringt R. das schöne Eckehart-Zitat: „Gesündigt haben, ist keine Sünde, sobald es uns leid ist." E. Bergmann, der sich ebenfalls auf Eckehart beruft, sagt a. a. O., 16. These, S. 54: „Wer die Sünde vergibt, sanktioniert die Sünde." Worum geht denn nun eigentlich der Streit?

[29] De Iside et Osiride 11 (355 b), 58 (374 e).

30 S. 616.

31 Vgl. H. Preuß, Das Bild Christi im Wandel der Zeiten. 2. Aufl., 1921, Abb. 102 S. 193, 3. u. 4. Aufl., 1932, Abb. 127 S. 138.

32 Zu warnen wäre allerdings vor einer den tieferen Eindruck schwächenden Häufung solcher Darstellungen.

33 S. 616.

34 S. 243. [1]

35 S. 129.

36 Gegen materialistische Auferstehungsvorstellungen wendet er sich 1. Kor. 15, 35 ff. Man darf die Anwendung auf die Auferstehung Christi machen. Zauberhafte Sakramentsvorstellungen bekämpft Paulus 1. Kor 10, 1 ff.

37 Vgl. etwa E. Sommerlath, Der Sinn des Abendmahls nach Luthers Gedanken über das Abendmahl 1527/29, 1930.

38 S. 11.